F. X. Himmelstein

Jugendschriften.

13. Bändchen.

Sittenspiegel.

Lehrreiche Begebenheiten

gesammelt
von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.
1884.
In Amerika bei Mühlbauer & Behrle, Chicago.

F. X. Himmelstein

Jugendschriften.

13. Bändchen.

Sittenspiegel.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.
1884.

Sittenspiegel.

Lehrreiche Begebenheiten

gesammelt

von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.
1884.

Inhalt.

		Seite
1.	Wohlthun trägt Zinsen	1
2.	Die verscherzte Erbschaft	7
3.	Urtheile nicht unbedacht	12
4.	Sieg der Kinderliebe	18
5.	Der Firmpathe von der Landstraße	25
6.	Christlicher Heldenmuth	37
7.	Das Lämmchen des hl. Franziskus	41
8.	Zwei Aerzte	46
9.	Heldenmuthiges Opfer einer Klosterfrau	52
10.	Ehre Vater und Mutter	58
11.	Verzage nicht	61
12.	Das wiedergefundene Kind	70
13.	Maria die Zuflucht der Sünder	74
14.	Eine Gottescur	83
15.	Das Licht im Fenster	96
16.	Die Holzleser	103
17.	Eine Schildwache in der Kirche	113
18.	Die Marienthaler	114
19.	Ein Wunder	122
20.	Das Tischgebet	1:6
21.	Belohnte Wohlthätigkeit	130
22.	Heroismus eines zwölfjährigen Knaben	142
23.	Das Muttersöhnlein	150
24.	Die zwei Kronen	156
25.	Bruder und Schwester	167

Seite
26. Ein glückliches Mißverständniß 182
27. Das Scherflein der Wittwe 186
28. Bruder Crispin 197
29. Heldenmuth eines Priesters 201
30. Wegen vier Groschen 207
31. Die Thräne 213
32. Der Mutter Vermächtniß 218
33. Herzensgüte eines Prinzen 223
34. Karls des Großen Tod 232

1.

Wohlthun trägt Zinsen.

„Ach Mutter!" rief die kleine Marie, welche eben am Fenster lehnte und auf die belebte Straße hinunter schaute, „da sieh doch einmal auf das Eckhaus hin, dort lehnt ein armer Knabe, der bitterlich weint."

Frau Kanzler, die Gattin eines reichen Kaufmannes, trat an das Fenster hin und folgte der von Marie angegebenen Richtung aufmerksamen Blickes. Wirklich, an der Straßenecke stand ein Knabe, der sich mit beiden Händen das Gesicht verhüllte und heftig weinte. Dabei schüttelte es den armen Jungen am ganzen Körper, denn es war ein kalter Wintertag, und der schneidende Nordwind trieb dichte Schneeflocken durch die Luft. Den verlassenen Kleinen aber beachtete Niemand von den Vorübergehenden.

„Mutter," sagte jetzt Marie, und ihre Stimme nahm einen gar wehmüthigen Ton an, „darf ich nicht hinunter gehen und den armen Knaben in unser warmes Zimmer heraufholen? Gewiß, Mama, Du erlaubst es, Du bist ja sonst so gut." Und schmeichelnd legte das gute, mitleidige Kind seinen Arm um den Hals der Mutter.

„Ja, liebes Kind," sagte Frau Kanzler lächelnd, „der arme Bursche soll heraufkommen. Aber das wird Anna besorgen." Und sie befahl der Köchin, den weinenden Jungen heraufzuholen.

Nach wenigen Augenblicken kehrte die Köchin mit dem Knaben zurück. Als dieser in das reich ausgestattete Zimmer trat, blickte er mit seinen treuherzigen, klugen Augen scheu umher, denn eine solche Herrlichkeit hatte er in seinem Leben noch nicht geschaut.

Frau Kanzler nahm jetzt den blondgelockten Knaben bei der Hand und fragte ihn freundlich: „Sage mir einmal, Kleiner, wie heißt Du denn?"

„Anton Lenz," antwortete der Knabe, und sein Auge blickte vertrauensvoll zu der milden, guten Frau auf.

Warum weinst du denn so bitterlich?" fragte Frau Kanzler theilnehmend weiter, indem sie Anton, um ihn zu beruhigen, sanft über die Locken strich.

„Ach!" entgegnete der Kleine, indem neue Zähren in seinen ausdrucksvollen Augen glänzten, „weil ich keinen Menschen auf der ganzen Welt habe, der sich meiner annimmt. Meine guten Eltern sind vor Kurzem gestorben, und nun stehe ich ganz verlassen da, und weiß nicht, was ich anfangen soll?"

„Hast Du denn nicht etwas gelernt?" sprach Frau Kanzler.

„O ja!" gab Anton rasch zur Antwort, und flugs zog er aus seinem fadenscheinigen Röckchen ein Blatt Papier hervor, das er der Kaufmannsgattin übergab. Diese betrachtete es mit stillschweigender Verwunderung und warf einen Blick bald auf das Papier, bald auf den Knaben, der auf diesem Papiere ein überraschendes Zeugniß seines Zeichnentalentes ablegte. Die Zeichnung stellte ein schlafendes Knäblein vor.

„Anton," sagte Frau Kanzler, noch immer das kleine Bild betrachtend, „hast Du diese Zeichnung wirklich selbst gemacht? und wenn ja, wer hat Dich denn in dieser Kunst unterwiesen?"

„Mein seliger Vater;" gab der etwa eilfjährige Knabe zur Antwort; „er war ja ein Maler." —

Noch hatte der Knabe nicht ausgeredet, als Herr Kaufmann Kanzler in's Zimmer trat. Beim Anblick des fremden Knaben glitt ein Zug der Ueberraschung über sein Gesicht; doch als die Gattin ihn über den Sachverhalt aufgeklärt und ihm das Werk des kleinen Zeichnenkünstlers gezeigt, da wuchs sein Erstaunen noch mehr. Lange betrachtete er die Zeichnung. Er war ein vorzüglicher Kunstkenner und hatte selbst eine kostbare Gemäldesammlung, konnte also umsomehr Anton's Talent würdigen, welches sich in dieser Zeichnung kundgab. — „Frau," sagte er jetzt, „der Bursche ist ein Genie, und jammerschade wäre es, wenn es für die Kunst verloren ginge; wenn Du einverstanden bist, betrachten wir ihn fortan als unsern Sohn, um für seine weitere Ausbildung Sorge zu tragen."

Ein Strahl inniger Freude flog bei diesen Worten ihres Gatten über Frau Kanzlers Antlitz. Ein inniger Druck ihrer Hand gab ihre Zustimmung kund.

„Höre, Anton," wandte sich jetzt der Kaufherr an den Knaben, „hättest Du wohl Lust, bei uns zu bleiben? Ich werde dann Sorge tragen, daß Du im Zeichnen und Malen noch mehr lernen kannst."

Ungläubig sah Anton zu dem guten Herrn auf; als er aber in dessen freundlichen Zügen die Bestätigung des soeben Gehörten deutlich las, da sank er auf die Kniee nieder und bedeckte die Hände des Kaufmanns mit einer Fluth von Freudenthränen.

Der kleine Anton Lenz, das arme Malerskind, war also der Sohn des reichen Kaufsmanns Kanzler, und schon die ersten Tage ließen erkennen, daß er seines Wohlthäters würdig sei. Mit eisernem Fleiße warf sich der Junge auf die Ausbildung seines herrlichen Talentes. Ein im Künstlerruf stehender Maler war der Lehrer Anton's, dessen Anlagen und Fortschritte mit jedem Tage sichtbarer wurden. Nach zwei Jahren konnte Anton die Academie beziehen, und bald ward seinen edlen Pflegeeltern die Freude zutheil, ihren Liebling mit dem ersten academischen Preise gekrönt zu sehen.

Eine lange Reihe von Jahren war seitdem dahingeflossen. Aus dem armen Knaben, der einst weinend an der Straßenecke gestanden, war ein gefeierter Künstler geworden, der jetzt als Professor in einer großen Residenzstadt als die Zierde der Academie geschätzt wurde. Dabei aber war er stets ein dankbarer Sohn seinen Pflegeeltern geblieben, und oft fragte er sich, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn nicht die gnädige Vorsehung Gottes ihn jener Kaufmannsfamilie zugeführt hätte.

Eines Tages saß der junge Künstler bei einer Tasse Kaffee in einem Gasthause und durchblätterte nebenbei die aufliegenden Zeitungsblätter. Gleich-

gültig flog sein Blick über die Zeilen hin, als er plötzlich erblaßte und zu zittern begann. Im Inseratentheile einer Zeitung las er den Namen des Kaufmanns Kanzler. Wieder sah er die verhängnißvollen Zeilen an; er hatte sich nicht getäuscht: das Anwesen seiner Pflegeeltern war zur Gant ausgeschrieben. — Er sprang vom Sitze auf, zahlte schnell seinen Kaffee und eilte fort. Zu Hause angekommen, packte er hurtig seinen Reisekoffer, steckte eine Anzahl Werthpapiere zu sich und ließ sich zum Bahnhofe fahren. Eine halbe Stunde später saß er im Waggon.

Es war schon gegen Abend, als Anton sein Reiseziel erreichte, die Stadt N., wo seine Pflegeeltern wohnten. Als er sich dem lieben, trauten Hause näherte, pochte sein Herz heftig, und die Angst steigerte sich, als er an den geschlossenen Ladenfenstern und Ladenthüren das gerichtliche Siegel bemerkte. Mit fieberhafter Aufregung riß er an der Glocke. Ein ihm unbekannter alter Diener öffnete. „Ist die Herrschaft zu Hause?" frug Anton hastig, und als der erstaunte Alte es bejahte, eilte er über die ihm wohlbekannte Treppe hinauf. In wenigen Augenblicken stand er vor der Thüre des Wohnzimmers. Ohne sich Zeit zum Anklopfen zu nehmen, trat er ein. Am Tische saßen beim Lampenscheine in sichtlich niedergedrückter Stimmung Herr und Frau Kanzler nebst der zur stattlichen Jungfrau herangewachsenen, aber jetzt kummerbleichen Tochter.

Kaum war Anton eingetreten, als sich allen Dreien ein Schrei freudiger Ueberraschung entrang. Nachdem die erste Freude vorüber war,

ging Anton sogleich auf den Zweck seiner Reise über. Nun erfuhr er, daß Kanzler durch den Bankerott eines Frankfurter Geschäftshauses um sein ganzes Vermögen gekommen war und in Folge dessen seine Zahlungsunfähigkeit hatte erklären müssen.

„Und davon haben Sie mir keine Silbe geschrieben," sagte Anton; „Gott sei Dank, daß ich es trotz Ihres Schweigens erfahren habe; und nun werde ich Sorge tragen, daß es nicht zum Aeußersten kommt. Ich habe Geld — weit mehr als ich bedarf, und darum ist es an mir, eine alte Schuld an Sie abzutragen, denen ich Alles verdanke."

Vor Rührung weinend umarmte der biedere Kaufherr den edlen jungen Mann, und jetzt fühlte er so recht die Wahrheit des Spruches: „Wohlthun trägt Zinsen."

Durch Anton wurde die Firma Kanzler gerettet, und das Trauerspiel endete nicht mit einer Zwangsversteigerung, sondern mit einem Freudenfeste; denn wenige Wochen später führte Anton die Tochter seiner Pflegeeltern, jene kleine Marie, welche ihn als armen, verlassenen Knaben aus Noth und Elend gerettet hatte, zum Traualtar.

Halt' die Hand den Armen offen,
Ohne Trost laß Keinen geh'n,
Reichen Lohn darfst du erhoffen;
Denn, was Ihm zu lieb gescheh'n,
Nimmt dein Gott und Heiland an
So, als wär's Ihm selbst gethan.

2.
Die verscherzte Erbschaft.

Der von Paris nach Lyon eilende Eisenbahnzug hielt bei der Station S...; einige Passagiere verließen die Wagen und weiter brauste der Zug mit gewaltiger Dampfeskraft. Bald war der eine kurze Zeit von Schaffnern, Condukteuren und Kofferträgern überfüllte Perron wieder einsam und verödet und nur zwei Personen waren auf demselben zurück geblieben. Der Eine, ein Jüngling von ungefähr 25 Jahren schien augenscheinlich Jemand zu erwarten, während der Andere, ein alter, in der Tracht eines wohlhabenden Landwirths gekleideter Mann, ihn aufmerksam beobachtete und endlich mit folgenden Worten anredete: „Um Vergebung, mein Herr, sind Sie vielleicht Herr Clement B.?"

„Der bin ich, mein guter Mann", entgegnete der Jüngling mit hochmüthiger Miene, „und ich sehe in Ihnen wahrscheinlich Herrn Martin vor mir?"

„Zu dienen, mein Herr," erwiderte der alte Mann. „Es ist mir lieb, daß Sie da sind, Herr Martin," fuhr der Andere im früheren Tone fort, „ich glaubte schon, Sie ließen mich warten, und ich muß Ihnen gestehen, daß Sie damit nicht den geeigneten Weg eingeschlagen hätten, sich meinem Wohlwollen zu empfehlen."

Ohne auf diese Rede etwas zu erwidern, ließ der alte Mann nur, wie in tiefer Betrübniß, den

Kopf auf die Brust sinken und führte den Neuangekommenen zu einer altmodischen, mit zwei schlechten Pferden bespannten Kutsche. „Hier ist Ihr Wagen, Herr," sagte er, „wenn Sie gütigst einsteigen wollen, werden wir die Ehre haben, Sie nach der Eremitage zu begleiten."

„Das mein Wagen?" rief Clement, „ich habe ja darin das Aussehen eines reisenden Hausirers?"

Noch vor wenigen Tagen war Herr Clement B., der jetzt ein so vornehmes Wesen zur Schau trug, ein einfacher Schreiber in einem Handlungshause zu Paris gewesen und von Allen, die ihn kannten, als ein ruhiger, bescheidener junger Mann bezeichnet worden. Was hatte nun plötzlich eine solche Veränderung bei ihm hervorgebracht? Das ist mit wenigen Worten gesagt: er war ein reicher Mann geworden, und es versteht sich ja von selbst, daß der Besitzer von 20,000 Francs jährlicher Renten nicht das anspruchslose Wesen eines armen Schreibers beibehalten konnte. Tags zuvor war ihm nämlich, während er im Staube und in den Büchern des Comptoirs begraben saß, durch die Post ein Brief zugekommen, der ihm die überraschende Nachricht brachte, daß ein Onkel, den er oftmals als einen excentrischen, reichen, alten Mann schildern gehört, aber niemals gesehen hatte, auf seinem Landsitze gestorben sei und seinen Neffen Clement B., mit Uebergehung vieler Andern, zum alleinigen Erben seiner Besitzungen und seines Vermögens eingesetzt habe. Der Brief, welcher von einem Notar in der Provinz geschrieben war, enthielt ferner noch die Aufforderung, Paris augenblicklich zu verlassen und sich nach G., der dem

Landsitze seines Onkels zunächst gelegenen Stadt zu begeben, wo ihn Martin, ein alter vertrauter Diener desselben erwarten und nach der Eremitage, so hieß die Besitzung, geleiten würde. Berauscht von einem ihm so unverhofft zugefallenem Glücke, kaum seiner Sinne mächtig, beeilte sich Clemens, den Anweisungen des Notars Folge zu leisten, und traf bei seiner Ankunft in G., wie wir bereits gehört, mit Martin zusammen.

Das schwerfällige, von unserem Helden mit so verächtlicher Miene betrachtete Fuhrwerk brachte seine Insassen nach mehreren Stunden zum Orte ihrer Bestimmung. Martin hieß den Herrn in seinen Besitzungen willkommen, rief die Dienerschaft herbei, um sie ihrem neuen Herrn vorzustellen, und führte alsdann diesen in die für ihn bereiteten Zimmer.

„Dieses war das Schlafzimmer Ihres Onkels", sagte der alte Mann, ein großes altmodisch möblirtes Zimmer öffnend.

Hatte Martin vielleicht auf diese Aeußerung eine Antwort erwartet, die irgend eine Bewegung des jungen Mannes beim Anblick der von seinem Wohlthäter bewohnten Räume bekundete, so befand er sich entschieden im Irrthum. Clement warf nur einen Blick um sich und brach in die Worte aus: „Wahrhaftig, ich kann keine hohe Meinung von dem Geschmacke des alten Burschen haben, nie in meinem Leben sah ich ein häßlicheres Zimmer."

„Dessen ungeachtet, Herr, ist es das beste, das wir haben, und wenn es Ihnen nicht zusagt,

dann weiß ich wirklich nicht, wo Sie in Zukunft Ihre Wohnung nehmen sollen."

„Ich hier wohnen?" rief der junge Mann, „für so einfältig werden Sie mich hoffentlich nicht halten! Paris ist für einen jungen Mann, wie ich, der einzige geeignete Ort, ich werde dieses alte Eulennest sofort verkaufen und mich für immer nach Paris begeben."

„Die Eremitage verkaufen?" rief Martin, „Ihres Onkels Lieblingsaufenthalt, das ist unmöglich! Und wir Diener, die wir hier unsere Tage zu beschließen hofften, was soll aus uns werden?"

„Verschonen Sie mich mit Ihren Klagen, Herr Martin," entgegnete Clement, „lassen Sie mir das Mittagmahl auftragen und halten Sie sich bereit, mich alsdann zum Notar zu begleiten."

Dem Befehl wurde Folge geleistet, und nachdem Clement, obgleich er die Speisen für unverdaulich und den Wein für sauer erklärte, dem Mahle tüchtig zugesprochen hatte, bestieg er in Martins Gesellschaft auf's Neue den Wagen. Sie mochten etwa zwei Stunden gefahren sein, als es dem Erben schien, daß sie denselben Weg, welchen sie am Morgen gefahren, wieder zurücklegten. Er theilte diese Bemerkung seinem Begleiter mit, indem er, auf ein sich vor ihnen erhebendes Gebäude deutend, die Frage hinzufügte, ob dies nicht der Bahnhof sei und ob sie den Zug benutzen würden?

„Sie allein werden ihn benutzen," erwiderte sein Begleiter in einer so ernst-strengen Weise, daß der junge Mann unwillkürlich erbebte.

„Ich, Herr, bin Ihr Onkel, der glücklicher Weise noch am Leben ist. Erkundigungen, die ich über Sie eingezogen, hatten zu Ihren Gunsten gelautet und mich zu dem Entschlusse gebracht, Sie zu meinem Erben einzusetzen; um mich jedoch vorher zu überzeugen, ob Sie dieser Großmuth in der That würdig seien, habe ich zu einem Mittel meine Zuflucht genommen, das mir Ihren wahren Charakter vollständig enthüllt hat. Leben Sie wohl, Herr Clement, kehren Sie in Ihre Gesellschaft zurück und erinnern Sie sich, daß Ihre Undankbarkeit und Anmassung Sie um ein Glück gebracht haben, das Ihnen schwerlich zum zweiten Male lachen wird."

Mit diesen Worten übergab der alte Mann seinem thörichten Neffen eine die Kosten der Reise hinlänglich deckende Summe, begleitete ihn zum Bahnhofe und kehrte dann nach Hause zurück.

Die Gefühle, mit denen der junge Mann den Weg, den er am Morgen mit so großen Hoffnungen durchmessen, zurücklegte, lassen sich leichter nachempfinden als beschreiben. Sein glänzender Traum war gleich einer Seifenblase zerstoben, arm, wie er gekommen, kehrte er nach Paris zurück, nur um eine ernste Erfahrung reicher.

Kehrt das Glück mit vollen Händen
Unerwartet bei dir ein,
Laß vom Glanze dich nicht blenden
Halte dich vom Hochmuth rein,
Denn schnell könnt sich's von dir wenden,
Und zu spät wirst du's bereu'n!

3.

Urtheile nicht unbedacht.

Der Geheimrath Winterfeld war ein ganzer Rath vom Kopf bis zu den Füßen; gerade und rechtlich denkend, vorurtheilsfrei überlegend und mit einem Herzen voll Wohlwollen gegen Jedermann, besonders gegen seine Leute. Adrianette, seine Gemahlin, war das gerade Gegentheil, voller Vorurtheile und voller Mißtrauen, besonders gegen die Dienerschaft. Im übrigen hatte sie ein gutes Herz. Eine ihrer Dienstboten mußte nach ihrer Meinung immer ein Ausbund von Fehlern sein, und augenblicklich ist es Agnes, ihre achtzehnjährige Zofe, welche als Waise vom Lande in ihren Dienst getreten war.

„Glaube mir, lieber Mann", sagte Adrianette, „meiner Zofe ist nicht zu trauen."

„Das thut mir leid, Kind", sagte der Rath mit einem so vergnügten Blicke, als man nur wünschen konnte.

„Ich will Dir meine Gründe vortragen, lieber Emil", fuhr die entrüstete Räthin fort. „Nach längeren stillen Beobachtungen hielt ich mich für verpflichtet, Agnesens Köfferchen zu durchsuchen."

„Das wäre ja eine Arbeit...." Er wollte sagen: „für die Polizei gewesen", aber er war nie unhöflich gegen die Dame des Hauses und gab dem Satze eine andere Wendung. „Das wäre ja ein unwiderlegliches Zeugniß."

„Unwiderleglich!“ bestätigte Adrianette. „Und was fand ich, lieber Emil? An Geld — gar nichts; an Kleidungsstücken — fast nichts; an sonstigen Sachen — nichts. Also!“

„Also ist dies arme Kind gerade so, wie ich mir alle Waisenkinder denke“, dachte der Rath und sagte es auch.

„Aber, lieber Emil, wohin irren denn deine Gedanken?“ fragte die Gemahlin mit einem mitleidigen Lächeln. „Also ist es klar, daß die Zofe ihr Geld verschwendet. Emil, ich kenne die Welt, wie sie ist, und ich kenne die Zofen, wie sie sind. Agnes hat einen Liebhaber, einen Soldaten, oder was weiß ich, den besucht sie, dem theilt sie ihre Sachen aus, ob nur ihre allein, wer weiß das? Siehst du es jetzt ein?“

Der Rath mußte bekennen, daß er nicht einsah.

„Dann will ich dir einen klaren Beweis vorlegen“, triumphirte Adrianette, „schwarz auf weiß sollst du den Beweis haben. Sieh hier das Blatt Papier, da steht die Zusammenkunft verabredet, ich fand es oben auf ihren Sachen.“

Auf dem Papiere standen mit Bleistift folgende Worte geschrieben: „Liebste Agnes! Heute Nachmittag um 3 Uhr. Dein Karl.“

„Und nun sollst du sehen, Emil“, fuhr die Räthin, ihren Sieg benutzend, lebhaft fort, „daß die Zofe sich auch heute Erlaubniß erbittet, und dann hab ich doch, wie immer, richtig gesehen.“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als schüchtern an die Thüre geklopft wurde. Leicht erröthend trat Agnes ein, machte einen Knix und sagte zitternd zu ihrer Gebieterin: „Wollen gnädige

Frau Räthin mir heute nachmittag um 4 Uhr vielleicht zwei Stunden Urlaub geben."

Die gnädige Frau Räthin warf ihrem Gemahl einen Blick zu, der ihn vernichten sollte, und antwortete dann freundlich: „Für heute ja; du kannst gehen." Agnes knixte noch einmal, sah mit ihren unbefangenen Augen dankbar zur Herrin auf und legte die Thüre leise wieder zu.

„Der Beweis wäre geliefert", sagte die Räthin, „das Vögelchen wird gefangen. Ihr Karl hat die Beeren gesucht, ich will die Schlingen stellen. Es thut mir leid, lieber Emil, daß es dir noch so sehr an Kenntniß des menschlichen Herzens fehlt. Du kannst diese Kenntniß heute nachmittag erweitern, wenn du mich begleiten willst."

Er schlug ihr nie im Leben einen Wunsch ab und wollte sie begleiten.

Als die Zofe um 4 Uhr, einfach gekleidet, durch den Thorweg des Schlosses ging, ahnte sie nicht, daß zwei scharfe Augen sie beobachteten.

„Sie biegt in den Wald", sagte die Räthin, „jetzt rasch!"

Ihr Gemahl und sie bogen in den Wald.

Es führte ein einziger breiter Fahrweg durch die düsteren Tannen und Eichen, und so konnten sie die Fährte nicht verlieren. Der Eindruck des leichten Fußes der Zofe war hier und da im Moose sichtbar, und als die beiden Verfolger nach dreiviertel Stunden an eine lichte Stelle des Forstes kamen, sahen sie das Mädchen im naheliegenden Erlengebüsch verschwinden. Jenseits desselben lag eine armselige Hütte, auf welcher Agnes zueilte.

Die Räthin übersah Alles; sie eilte auch ihrerseits. „Liebes Kind!" meinte der Rath, „diese Lage passet nicht für mich. Erlaube mir, daß ich diese Forschung Dir allein überlasse! ich gehe hier langsam auf und ab und erwarte Dich, wenn der Vogel gefangen ist."

Die Räthin hörte die letzten Worte nicht mehr. Sie hatte sich schon vom Arme ihres Gatten losgemacht, das Erlengebüsch war durcheilt, und die hohe Frau stand vor der halb offenen Thüre der Hütte.

„Mein liebes Kind!" schluchzte eine Frauenstimme drinnen. „Du bist der Engel Gottes, der mich in allem Elend nicht verläßt. Gott segne Dich dafür!"

„Was sprichst Du doch, Mütterchen! Du bist ja die Einzige, die ich auf Erden habe, und solltest du heimgehen, — bitte, nimm mich nur gleich mit in den Himmel!"

Es war ein schöner Spätherbstabend. Die Sonne, schon mehr golden als silbern, spielte mit dem dichten Laub des Kirschbaumes, der vor dem Fenster der armen Stube stand, suchte sich neckend Wege durch das Blätterwerk und brach sich an der weißen Wand der Stube, in jener unbeschreiblichen Schönheit auf und ab wogend, gegen welche das Farbenspiel der größten Maler armselig ist, wie Kinderzeichnung auf der Schiefertafel.

Das Antlitz der Frau, die auf einem harten Strohlager ruhte, war voll jener heiligen Geduld, Demuth und Gottesliebe, wie die unverschuldete Armuth sie ihren Lieblingen verklärend in die

Züge prägt, und sie schaute ihr Kind mit einer Liebe an, die über Leben und Tod hinausreicht.

Die Räthin sah nichts, sie konnte nur die Stimme hören.

„Und nun sieh', Mütterchen, was ich für Dich habe. Erst ein Paar Schuhe für den kleinen Karl, ich verstecke sie hier neben dem Ofen und er muß sie suchen, wenn er heimkommt; in jedem Schuh liegt eine Weintraube; dann für Dich warme Strümpfe und endlich auch ein kleines Kopfkissen, damit Du weicher liegen kannst, und hier noch etwas Malzzucker für Deinen Husten."

„Und was sagte denn Deine gute gnädige Frau Räthin, Kind?"

„Das Beste hab' ich ganz vergessen," rief Agnes lebhaft aus. „Denk' einmal, meine liebste Mutter, heute Morgen im Hochamt hab' ich den lieben Gott gebeten, er möge ihr Herz doch lenken, daß sie mir immer so gerne Urlaub gebe, wie die vorige Woche; und heute Mittag, als ich fragte, war sie doch so gut und freundlich, daß Du Dir's gar nicht denken kannst."

Halt an Kind, halt an! Es ist zu viel für die Gestalt, die draußen an der Mauer lehnt. Sie kann's nicht mehr anhören. Sie wollte anfangs in die Hütte treten, aber jetzt richtet sie sich hoch auf, das glühende Roth in ihrem Gesichte weicht zurück, und bleich und bestürzt eilt sie dem Walde zu und geht schweigend mit dem Gemahle heimwärts. Im Schlosse angekommen, schließt sie die Zimmerthüre ab, fällt an ihres Mannes Brust und bricht zum Erstenmale seit langer Zeit in einen heißen Thränenstrom aus.

Die Dämmerung war angebrochen und die Räthin saß in gewohnter Ruhe und Kälte in einer Fensternische des Saales. Sie zog die Klingel und befahl die Zofe zu sich. Es wurde leise angepocht und leicht erröthend trat Agnes ein, machte ihren Knix und wartete auf Befehle.

„Kind, komm näher,“ sagte die Gebieterin. „Reich mir deine Hand!“ Eine zitternde Hand legte sich in die zarte weiße Hand der Herrin. „Mein liebes Kind,“ sagte sie, „Du bist jetzt drei Wochen bei mir und ich freue mich, Dir sagen zu können, daß ich mit Deinen Diensten sehr zufrieden bin.“

Die arme Hand zitterte heftiger.

„Nur scheint mir, daß Dir noch Einiges an Deinen Kleidern fehlt; hier sind 100 Mark für Dich, brauchst nicht zu weinen, hast Du noch sonst Wünsche?“

„Gott möge es Ihnen lohnen, gnädige Frau,“ stammelte das Mädchen, „aber wenn ich zuweilen an einem Sonntag Nachmittag . . . . .“

„Das wollte ich noch sagen,“ unterbrach sie die Räthin, „an jedem Sonn- und Feiertag hast Du vom Schluß der Vesper bis zum Abendläuten freie Zeit für Dich, brauchst mich nie um Urlaub zu fragen. Jetzt rufe den Rath.“

4.
Sieg der Kinderliebe.

Karl N.... hatte sein fünfunddreißigstes Lebensjahr erreicht. Er war sehr glücklich. Er hatte ein vortreffliches Weib, und seine Kinder waren gar lieb. Er war Zimmermann von Geschäft und sehr geschickt in seinem Fache. — Aber ach, was ist aus ihm geworden. Sein Häuschen stand in einer Nebenstraße, es war einst weiß gewesen, aber jetzt sah es schmutzig und unfreundlich aus. Schöne grüne Gardinen hatten die Fenster geziert, aber sie waren abgenommen und verkauft worden. Die Fenster selbst zeugten von Armuth und Nachlässigkeit, denn an vielen Stellen waren die Fensterscheiben zerbrochen und die Oeffnungen mit Lumpen und alten Kleidstücken verstopft. Vor dem Hause lag ein Gärtchen; aber struppiges Gras wuchs unter wilden Blumen hervor, und seine Umzäunung war an mancher Stelle zerfallen. — Ein einziger Blick auf das Haus und seine Umgebung genügte, seine Geschichte zu erzählen: es war das Haus eines Trunkenboldes. Einst war es das Heim des Friedens und der Freude; jetzt saß darin eine Frau, noch in den besten Jahren, aber die Rosen ihrer Wangen waren erbleicht und das Feuer ihrer Augen war erloschen. — Arme Marie! Einst so glücklich und nun so elend! Neben ihr saßen zwei liebliche Mädchen, aber sie trugen geflickte Kleider und ihre Füße waren unbedeckt. Seit länger als zwei Jahren hing von Mariens Arbeit

der Unterhalt der Familie ab. Sie verdiente mit Waschen und Nähen und anderen Handarbeiten einiges Geld und erhielt auch von Leuten, die sie beschäftigten, zuweilen Lebensmittel und Kleidungsstücke. So verlebte sie ihre Tage, die nur durch den Unterricht ihrer Kinder und durch Gebet und Besuch des Gotteshauses versüßt wurden.

Die Zeit des Abendessens nahte heran, als Karl taumelnd nach Hause kam. Tags zuvor hatte er geholfen, ein altes Gebäude abzutragen und dabei soviel verdient, daß er für einige Tage genug Geld für Branntwein besaß. Bei seinem Eintritt in die Stube verkrochen sich die Kinder hinter ihre Mutter, und diese selbst schrack zurück, da ihr Mann im Zustande der Trunkenheit gar heftig war. — O wie war dieser Mann in den letzten zwei Jahren so verändert! Früher war er ein schöner Mann gewesen, aber jetzt war seine hohe Gestalt gebeugt, seine Glieder zitterten und sein Gesicht war widerlich aufgedunsen und entstellt. Er war nicht mehr wie früher ein zärtlicher Gatte und liebender Vater. Das treue Weib hatte gebetet, geweint, aber alles schien vergeblich zu sein; ihr Mann war an seine Zechbrüder gefesselt, und er hatte nicht den Muth und die Kraft, diese Ketten zu durchbrechen, weil er die Hilfe der Religion scheute. — Marie aß an diesem Abend nichts, denn der Vorrath war nur für Mann und Kinder hinreichend. In der Nacht betete die Frau lange und inbrünstig und auch die Kinder beteten mit ihr.

Am nächsten Morgen ging Karl, gleich nach-

dem er aufgestanden war, in die Schänke, aber er befand sich sehr unwohl und der Branntwein half auch nicht, denn der Magen wollte ihn nicht annehmen. Noch hatte er Verstand genug, um einzusehen, daß der Schlaf ihm wohlthun werde; deßhalb ging er seinem Hause zu, fiel aber im Schatten einer Mauer nieder und sank bald in einen tiefen Schlaf. Da er erwachte, vernahm er den Schall naher Stimmen. Er blickte durch eine Mauerspalte und sah auf jener Seite seine beiden Kinder, während er etwas näher zwei andere Mädchen, Kinder des benachbarten Zimmermanns sah.

„Komm Käthchen“, sagte eines der letzteren zu seiner Schwester, „laß uns fortgehen, wenn uns Jemand hier sieht, so könnte er denken, wir spielten mit den zerlumpten Kindern des Säufers.“ Damit gingen sie Hand in Hand fort; Karls beide Kinder setzten sich und weinten still. „Weine nicht, Nanny,“ sagte die ältere, indem sie den Arm um ihr Schwesterchen schlang. „Warum sie wohl auf uns schimpfen?“ flüsterte Nanny vor sich hin, indem sie ihrer Schwester ins Gesicht blickte. „Wir geben uns doch Mühe, liebreich und freundlich zu sein und thun Niemanden etwas zu Leide. O ich möchte wohl, daß uns Jemand recht lieb hätte!“ „O Nanny, es liebt uns ja Jemand — denke nur an die Mutter. Wer könnte uns so lieben wie sie?“ — „Ich weiß es, ich weiß es, Nelly; aber es könnte noch anders sein. Warum liebt uns der Vater nicht mehr so wie früher? O wenn er doch wieder gut mit uns würde!“ — „Er kann auch wieder gut mit

uns werden, Nanny, und wenn er wüßte, wie lieb wir ihn haben, dann würde er es auch werden. Der liebe Gott wird schon helfen!“ — „Ja, das glaube ich auch“, antwortete Nanny, „und der liebe Gott muß bald unser Vater und unsere Mutter werden. Erinnerst Du Dich noch, daß die Mutter uns neulich sagte, sie werde uns bald verlassen?“ — „O schweig, Nanny, Du wirst mir das Herz brechen!“ Diese Worte wurden durch Thränen und Schluchzen unterbrochen und die beiden Kinder weinten lange mit einander. Endlich standen sie auf und gingen fort, da sie andere Kinder kommen sahen.

Sobald seine Kinder nicht mehr zu sehen waren, erhob sich Karl. Er rang krampfhaft die Hände und starrte mit nassem Blicke vor sich hin. „O mein Gott!“ stöhnte er, „welch ein Elender bin ich! In welch einem Zustande befinde ich mich! Was habe ich geopfert, um so tief zu sinken! und dennoch lieben sie mich und beten für mich!“ Er sagte weiter nichts, aber noch eine Zeit lang stand er mit gerungenen Händen und starrem Blicke da. Endlich wendete sich sein Blick zum Himmel empor und seine gefalteten Hände erhoben sich über sein Haupt. Nach einem Augenblicke ließ er sie wieder sinken und lenkte seinen Schritt zum nahen Kloster.

Da er nach Hause kam, fand er Frau und Kinder in Thränen, aber er zwang sich, zu thun, als bemerkte er es nicht. Er zog ein Geldstück aus der Tasche, — es war sein letztes — und indem er das Geld seiner Frau hinreichte, bat er sie, ein Essen zu bereiten. Die arme Frau wurde

durch den ungewohnten Ton seiner Stimme seltsam bewegt — schien es doch dieselbe Stimme zu sein, welche in früheren besseren Tagen ihr Ohr berührt hatte. Karl ging früh zu Bett und stand am nächsten Morgen frühzeitig auf. Er ging sogleich zum Maurermeister, der ein neues Haus bauen wollte. „Herr M.", redete er diesen an, „der letzte Tropfen von diesem Höllentrank ist über meine Lippen geflossen, ich werde ihn nie wieder berühren. Fragen Sie mich weiter nicht, aber schenken Sie meinen Worten Glauben, da Sie mich jetzt nüchtern sehen. Wollen Sie mir Arbeit geben?"

„Sprechen Sie im Ernst?" fragte der Maurermeister erstaunt. — „In einem solchen Ernst, daß, wenn der Tod zu meiner Rechten und das Wirthshaus zu meiner Linken ständen, ich eher in den Tod gehen würde. Ich habe mich in die Enthaltsamkeits-Bruderschaft aufnehmen lassen und werde täglich meine Abtheilung des Rosenkranzes beten."

Karl erhielt die sämmtliche Zimmerarbeit an dem Neubau übertragen und machte sich sogleich an's Werk. Am Abend fragte er den Bauherrn, ob er ihm einen Thaler anvertrauen wolle. „Einen Thaler?" entgegnete dieser. „Sie haben drei Thaler verdient und die will ich Ihnen für jeden Tag zahlen, wenn sie so treu Ihre Pflicht erfüllen, wie heute." — Der arme Mann vermochte nicht seinen Dank in Worten auszudrücken, aber seine Blicke sagten mehr als Worte und sie wurden verstanden. Er empfing seine drei Thaler. Auf dem Heimwege kaufte er einen Korb, vier Brode,

ein Pfund Butter, ein Stück Fleisch und hatte für dies Alles etwa einen Thaler ausgegeben. So beladen ging er nach Hause. Es währte einige Zeit, ehe er sich sammeln konnte; endlich ermannte er sich und trat in's Haus. „Marie", sagte er, „ich bringe Dir einiges zum Nachtessen. Komm Nelly, nimm den Topf und hole ein paar Maß Milch; hier hast du Geld." Das Mädchen nahm das Geld und sprang voller Freude aus dem Hause.

Seine Frau war aufs Höchste erstaunt, als sie den Deckel vom Korbe hob und den Inhalt entdeckte; aber zu sprechen wagte sie nicht. Wie im Traume ging sie umher und warf dann und wann einen flüchtigen Blick auf ihren Mann. Er hatte nicht getrunken, das sah sie ihm wohl an, — obgleich er Geld für Branntwein gehabt. Was hatte das zu bedeuten? O wie inbrünstig betete sie jetzt im Herzen. — Nelly kehrte bald mit der Milch zurück und die Mutter trug das Essen auf. Nachdem dasselbe eingenommen, ging Karl aus, versprach aber, frühzeitig zurückzukommen — und wirklich, gerade als die Glocke neun schlug, hörte Marie auch den wohlbekannten Tritt ihres Mannes fest und sicher dem Hause näher kommen. Die Thüre wurde ruhig geöffnet und er trat in's Zimmer. Seine Frau warf einen prüfenden Blick auf ihn und hätte beinahe vor Freude laut aufgeschrieen, da sie bemerkte, wie er jetzt ein anderer geworden war. Er hatte sich den Bart abnehmen lassen und einen neuen anständigen Hut gekauft. Niemand sprach ein Wort über diese wichtige Veränderung. Am andern Morgen, nachdem das

Frühstück verzehrt war, erhob sich Karl, setzte den Hut auf und wandte sich zum Gehen. Er hatte fast die Thüre erreicht, da überwältigten ihn seine Gefühle. Er sprach nicht, aber er öffnete seine Arme und sein treues Weib sank an seine Brust. Er küßte sie zärtlich, und nachdem er sie sanft auf einen Stuhl niedergelassen, verließ er das Haus. O wie wohl und glücklich fühlte er sich, da er an diesem Morgen zur Arbeit ging.

Es war Samstag Abend und Karl hatte fast eine ganze Woche ohne Branntwein zugebracht. Er hatte fünfzehn Thaler verdient, wovon er noch zehn besaß. — „Marie“, sagte er nach dem Abendessen, „hier sind zehn Thaler, ich wünsche, daß du für dich und die Kinder Kleider kaufst. Ich habe während der letzten fünf Tage fünfzehn Thaler verdient. Ein guter Verdienst, nicht wahr?“ — Marie blickte auf, ihre Lippen bewegten sich, aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Sie rang einige Augenblicke nach Fassung, dann brach sie in Thränen aus. Ihr Mann ergriff sie bei der Hand. — „Marie“, sprach er, während die Thränen über seine gebräunten Wangen flossen, „Du täuschest Dich nicht, ich bin wieder der bessere Karl von früher und hoffe es mit Gottes Gnade mein ganzes Leben lang zu bleiben; und keine meiner Handlungen soll je dein Herz betrüben, das ich leider so viel betrübt habe.“ Hierauf erzählte er ihr den am vorigen Montag erlebten Vorfall, dessen Zeuge er im Geheimen gewesen war. — „Nie zuvor“, sagte er, „erkannte ich, wie tief ich gefallen war; aber die Worte meiner Kinder ließen es mich erkennen und rissen

mir die Schuppen von den Augen. — Der Herr hat dein Gebet erhört, betet nun auch, daß Gott mir beistehe, aller Versuchung zu widerstehen und meinen Vorsätzen und Versprechen treu zu bleiben."

5.

Der Firmpathe von der Landstraße.

Am rechten Ufer des herrlichen, so viel besungenen Pos schlängelt sich am Fuße üppiger Weinberge eine sorgfältig gepflegte Straße, welche von Turin, der einstigen Residenz des Sardenkönigs, nach dessen feenhaftem Schloß „La Veneria" führt.

Es war im Jahre 18 . ., zwei Tage vor dem heiligen Pfingstfeste, welch' letzteres in katholischen Ländern und insbesondere in Italien ganz besonders gefeiert wird. Ist doch mit demselben gleichzeitig in allen Diöcesen die Spendung des heiligen Sakraments der Firmung verbunden. Von den vielen Thürmen Turin's, welche man auf weite Entfernung noch wahrnehmen kann, klang ein gedämpftes Summen und Brummen, das Geläute der Glocken, welches das Nahen des kommenden Festes verkünden soll. Still, langsamen, bedächtigen Schrittes, die Arme auf dem Rücken verschlungen haltend, wandelte ein einsamer Wanderer des Weges. Es war ein bereits älterer Herr mit gebleichtem Haare, und wer sich auf Nationaleigenthümlichkeit und Physiognomiekenntniß etwas hätte zu Gute thun wollen,

der hätte geschworen, daß dieser einsame Wanderer mit dem ernsten Forscherblick kein Italiener, nein, ein deutscher Professor sei. Manchmal hemmte er seine Schritte und betrachtete wohlgefällig die herrlichen Scenerien an den beiden Ufern, sprach leise Worte des Entzückens aus und schritt langsam weiter, bis sich seinen Blicken ein neuer Gegenstand der Bewunderung darbot.

Längere Zeit weilte er versunken in dem Anblicke einer kleinen Ruine, die sich auf einer kleinen Anhöhe des jenseitigen Ufers malerisch erhob. Es schien, als ob er ausspähe nach Jemandem, der ihm Auskunft geben könnte über dieses Denkmal aus früheren Zeiten. Trotzdem daß er seit etwa einer halben Stunde keinem menschlichen Wesen mehr begegnet war, sollte doch sein Wunsch bald erfüllt sein. Bei einer Biegung der Straße sah er einen Knaben vor sich, welcher dieselbe Richtung verfolgte, wie er.

„He! digo!“ rief er dem Jungen zu. Dieser drehte sich um und sein Garibaldimützchen lüftend fragte er:

»Commande Signor?«

Der alte Herr war näher gekommen und fragte den hübschen Lockenkopf, aus dessen schönen Augen förmlich ein Feuerwerk sprühte, im fließenden Florentiner Italienisch nach dem Namen und Ursprung der Ruine.

Die Antwort, die ihm zutheil wurde, das Interesse, welches der Knabe an den Gegenstand der Erzählung an den Tag legte, und der Stolz, den er dabei zu empfinden schien, daß er in der Lage sei, etwas zu wissen, ja, ganz genau zu

wissen, was nicht einmal ein so alter Herr wisse, imponirten dem Letzteren dergestalt, daß er sich mit großem Vergnügen mit dem Knaben in ein weiteres Gespräch einließ.

„Du mußt aber ein wenig langsamer gehen, mein Junge," sagte der alte Herr. „Sag mir, wie heißt Du?"

„Ich? ich heiße Giovanni (Johann)," erwiderte der Krauskopf, „aber wenn es auf mich angekommen wäre, ich würde mich lieber Julio genannt haben; denn Giovanni, Giovanni, das klingt nicht so schön."

„Und warum klingt gerade Julio besser?"

„Nun," erwiderte der Knabe, und sein braunes Gesicht wurde dunkelroth, „weil es einst einen Julius Cäsar gab, und das war ein großer Mann, aber von einem Giovanni —"

„Hast du noch nicht viel gehört," ergänzte der Fremde lachend, „indeß tröste dich mit mir, mein Junge, auch ich heiße blos Giovanni und bin im Uebrigen ganz zufrieden damit. Nun erzähle mir aber auch, wer Deine Eltern sind, damit ich Näheres erfahre über meinen kleinen Cicerone. Das heißt, besonders klein bist Du ja nicht mehr. Wie alt bist Du, Giovanni?"

„Vierzehn, Signor, vierzehn Jahre, zwei Monate und sechs Tage," erwiderte der Junge, „und übermorgen, ja schon übermorgen soll ich in der Kirche San Carlo — Signor, sehen Sie dort, ganz hinten, den höchsten von den Thürmen? das ist die Kirche des San Carlo; also dort soll ich am Pfingstmontage mit noch einigen hundert

anderen Knaben gefirmt werden. Oh Dio, Dio!" so schloß er mit einem tiefen Seufzer.

„Und freuest Du Dich denn nicht gleich anderen Kindern auf diese schöne, heilige Handlung, die sonst von Knaben mit größter Ungeduld herbeigesehnt wird?"

„O ja, Signor," erwiderte Giovanni, „indeß noch weiß ich nicht, ob ich zugelassen werde, obgleich ich schon in das Verzeichniß aufgenommen bin, denn — —"

„Nun, sprich's frei, warum zweifelst Du, zugelassen zu werden?"

„Signor!" stotterte der junge Italiener erröthend, „mein Vater ist todt, meine Mutter ist arm und krank und nur meine Schwester vermag für uns alle — ich habe noch einen jüngeren Bruder — zu arbeiten; aber, Signor, es soll anders werden; — wäre ich nur erst gefirmt, — ich wollte dann arbeiten für Drei — und viel, viel Geld verdienen und alles meiner Mutter geben, nichts für mich behalten — — aber ich werde wohl noch nicht gefirmt werden; denn alle Knaben, die gefirmt werden, sie dürfen nicht eintreten in die Kirche in so geflickter Blouse, wie ich sie trage, — sie müssen auch gute Schuhe haben, nicht solche wie diese, und vor allem andern müssen sie einen Firmpathen mit zur Stelle bringen. Aber, Signor, All das habe ich nicht. — Geh' hin, Giovanni, sagte heute Morgen meine Mutter, geh' hinein in die Stadt nach Turin, mach Dich recht sauber. In der schönen Poststraße, da steht das große Haus des Figurenhändlers Cerisati. Bei dem hat Dein Vater bis

zu seinem Tode gearbeitet; in seinem Dienste begegnete ihm das entsetzliche Unglück, hinabzustürzen vom hohen Gerüste und bald darauf sein Leben auszuhauchen. Bitte den Signor Cerisati, er möge Dir Pathe stehen; Du würdest dafür zur heiligen Madonna flehen für sein Wohlergehen! — Und Signor," fuhr der Knabe fort, indeß seine Brust sich stürmisch hob und senkte und Thränen in die schönen Augen traten, — „ich war heute dort bei Signor Cerisati, und er erwiderte: das sei versteckte Bettelei; ich möchte mir meinen Pathen auf der Landstraße suchen und nicht in den Palazzos der via di Po; wenn mein Vater um's Leben gekommen, weil er in seinen Diensten vom Gerüste gefallen, so gehe das ihm nichts an; mein Vater hätte einfach vorsichtiger sein sollen. Im Uebrigen hätte er aber überdies 20 Lire zu den Begräbnißkosten beigetragen. Beschämt und weinend ging ich weg. Und nun wissen Sie es, Signor, warum ich daran zweifle, übermorgen gefirmt zu werden."

Gerührt durch die so einfache, ohne jeden Haß gegen den gefühllosen Cerisati gegebene Erzählung blieb der Fremde stehen, legte seine beiden Hände auf die Schultern des Knaben und sagte: „Nun, mein braver Giovanni, wenn Du den Rath des Signor Cerisati, Dir einen Pathen auf der Landstraße zu suchen, auch nicht befolgt hast, so hast du aber doch einen solchen auf der Landstraße, ohne es zu wollen, gefunden. Ich will Dein Pathe sein! Und nun sage mir genau, wo Du wohnst, und den Namen Deiner guten Mutter, und übermorgen zur Zeit, da der Weihbischof

die heilige Handlung in der Kirche San Carlo vornehmen wird, wirst du mich an Ort und Stelle finden. So jetzt schlage wieder Dein früheres rasches Marschtempo ein und bringe Deiner Mutter die Nachricht vom Pathen von der Landstraße."

„Se vero? Ist es wahr, Signor, und kein Scherz?" so fragte der Knabe strahlenden Auges.

„So wahr, mein braver Bursche, so wahr ich Giovanni heiße," erwiderte der freundliche Herr — und als diese Worte ausgesprochen waren mit tiefem Ernst und so wohlwollendem Blick, da war kein Zweifel mehr zu lesen in des Knaben Antlitz, und mit einem jauchzenden „Grazia! Grazia!" und einem weithin schallenden „Evviva!" schnellte er dahin einem fliehenden Rehe gleich — links ab von der Landstraße durch Feldwege dem nahen Heimathsdorfe zu.

Auf den sanften, theilnehmenden Zügen des Fremden aber spiegelte sich so rechte Herzensfreude und Befriedigung wieder. Noch etliche Tausend Schrittte setzte er seinen Weg fort, bis er zu einer stillhaltenden einfachen und schmucklosen Equipage herankam und, nachdem ein Diener respektvoll den Wagenschlag geöffnet hatte, seinen Weg zu Wagen fortsetzte.

Eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte am nächsten Tage in der armseligen Hütte der Familie Danieli, denn die begeisterte Erzählung des Firmungsaspiranten wurde schon zeitig früh durch das Erscheinen eines Dieners bestätigt, welcher in einem allerdings nicht allzu fließenden Italienisch erklärte, von seinem Herrn, Signor Giovanni, gesendet zu sein, um zur An-

schaffung eines hübschen Costums für den jungen Giovanni 200 Lire zu überbringen, und außerdem empfahl, recht pünktlich am morgigen Tage, den Pfingstmontag, in der Kirche San Carlo einzutreffen, denn sein Gebieter sei ein gar pünktlicher Herr. Der Diener, welcher in dringendster Weise gebeten wurde, Näheres über seinen Herrn zu erzählen, war zu keiner weiteren Auslassung zu bewegen, als daß er mittheilte, es sei ein deutscher Gelehrter, Namens Giovanni, sodann entfernte er sich, um sowohl bei dem Podesta (Ortsvorsteher), wie bei dem Dorfschullehrer in schicklichster Weise über die Familie und namentlich den Knaben sich Auskunft zu erholen. „Er könnte mich ganz gut ersetzen," versicherte der Schullehrer, „denn seine Geistesgaben sind ganz vorzüglich und sein Fleiß ist geradezu ein erstaunlicher. Meine bescheidene Bibliothek, sie liegt wohl aufgespeichert im Kopfe dieses Wunderknaben. Ja, ja, es könnte gar Großes aus ihm werden, aber ach, die Armuth — sie verurtheilt ihn, drinnen in Turin ein niedrig Handwerk zu ergreifen und all die Geistesschätze, die er selbst ohne fremde Beihilfe gesammelt, als todtes Capital liegen lassen zu müssen. Es ist jammerschade!"

Pfingstmontagmorgen war da! Die Sonne schien, wie sie nur auf den herrlichen Fluren Italiens zu scheinen vermag, und der Himmel lachte so fröhlich, wie ihm dies überhaupt auch nur in Italien zu thun möglich ist. Aber mit der Sonne und mit dem Himmel wetteiferte an diesem Festmorgen das schöne Antlitz eines Knaben,

der, vorher gesegnet von der kranken, aber neu gestärkten und vertrauenden Mutter, in schmuckem, neuen Festtagskleide elastischen Schrittes von seinem Dorfe die Straße nach Turin verfolgte, an der Po-Steinbrücke angelangt, sorgfältig jedes Stäubchen von dem nagelneuen Costüm und den Prachtstiefelchen entfernte und dann stolz wie ein Julius Cäsar der pompösen San Carlo-Kirche zuschritt. — Es war unser junger Freund Giovanni Danieli.

Die San Carlo-Kirche in Turin zählt nächst der St. Petri-Kirche zu Rom und dem St. Markus zu Venedig zu den großartigsten und berühmtesten christlichen Tempeln Italiens. Die herrlichen Bildwerke des Alterthums, zahllose Säulen, Basreliefs u. s. w. mit einer gleichgroßen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientalischem und saracenischem Geschmacke aus den kostbarsten Stoffen sind zur Ausschmückung dieses Tempels verwendet worden.

Indeß sich die Kirche allmählig mit Knaben und Mädchen füllte, die das für sie beim Taufakte abgegebene Gelöbniß nun selbst erneuern sollten, stand an einem der Nebenaltäre vor einem die Himmelfahrt Christi darstellenden mächtig großen Gemälde Correggio's, in die Beschauung dieses unsterblichen Werkes versunken — Giovanni, der Pathe von der Landstraße. Er war recht früh gekommen, aber er hatte nicht lange zu harren auf sein lockiges Protektionskind, denn schon stand dasselbe in seiner allernächsten Nähe, ohne es zu wagen, näher zu treten. Der Herr Firmpathe hatte ihn trotz der großen costümlichen

Umwandlung sofort erkannt und winkte ihn zu sich heran.

„Signor, o haben Sie tausend, tausend Dank! Meine Mutter hat versprochen, Sie in alle ihre Gebete einzuschließen, und ich werde dasselbe thun.“

„Es ist jetzt neun Uhr,“ sprach der fremde Herr freundlich, „wann beginnt die Feierlichkeit?“

„Um zehn Uhr,“ Signor, aber“ — ergänzte er zögernd, „es ist vorher noch nothwendig, daß Signor Ihren Namen in der Sakristei in das Firmungsprotokoll eintragen.“

„Das will ich thun,“ sage der alte Herr, „führe mich dahin.“ Und so schritten denn die Beiden der Hauptsakristei zu.

Der Knabe mußte dem anwesenden Kaplan seinen Namen nennen, dieser suchte in einem großen Buche nach der Rubrik desselben, und die Feder nochmals eintauchend, überreichte er sie dem Pathen mit dem Ersuchen, seinen Namen und Stand einzutragen.

„Hochwürdiger Herr Kaplan,“ sagte der Pathe, „ich bin ein Deutscher, gestatten Sie mir, daß ich meinen Namen, welcher nur auf italienisch Giovanni lautet, in deutscher Sprache eintrage?“

„Gewiß, mein Herr,“ erwiderte der Kaplan.

Und da setzte denn Signor Giovanni die dargereichte Feder an und schrieb mit fester deutscher Currentschrift in das Protokoll:

„Johann.“

„Bitte, das genügt nicht,“ erwiderte der Kaplan höflich, „es muß auch der Familienname und der Stand verzeichnet stehen.“

Nochmals nahm der Pathe die Feder zur Hand und ergänzte:

„König von Sachsen."

Der Geistliche wollte seinen Augen nicht trauen — dann aber betrachtete er den Fremden, das ausgeprägte geistreiche Antlitz, die Würde und den Ernst desselben, und wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Wußte er doch, daß dieser deutsche katholische Fürst im strengsten Incognito Gast des Königs von Sardinien sei und unter dem Namen von Meißen auf dem königlichen Schloß „La Veneria" Absteigequartier genommen habe.

„Majestät!" stammelte der Kaplan.

„Hochwürdiger Herr," sagte der König von Sachsen in lateinischer Sprache, denn er war es in der That, „ich wünschte mein Incognito voll und ganz gewahrt zu sehen, und möchte für diesen braven Jungen einzig sein Firmpathe Giovanni bleiben. Auch wünschte ich, daß Sie Niemanden von meiner Anwesenheit unterrichten."

„Majestät Wunsch ist Befehl," sagte der Geistliche ehrerbietig. Der brave Giovanni Danieli hatte von dem, was da vorgefallen, keine Ahnung. Die heilige Handlung der Firmung war vor sich gegangen und — kein Wunder bei dem zurückgezogenen, einfachen Leben, welches der gelehrte König stets geführt hatte, — hatte Niemand in dem schlichten alten Herrn den König Johann von Sachsen erkannt.

Reich beschenkt von seinem Pathen Giovanni eilte in Glück und Freude ersterbend der kleine Krauskopf wieder seinem Dorfe zu und überbrachte die Nachricht, daß sein lieber Pathe ihm

versprochen habe, von Zeit zu Zeit etwas von sich hören zu lassen.

Und das Letztere geschah denn auch. Der gute Pathe hielt sein Wort, wie es ein König nicht besser zu halten vermag. Auf seine Veranlassung wurde der talentvolle, lernbegierige und fleißige Knabe einer höheren Schule überwiesen und machte solch großartige Fortschritte, daß er alle seine Collegen weit hinter sich zurückließ und, kaum in das 26. Lebensjahr getreten, bereits in der Lage war, sein Professor-Examen machen zu können, nachdem er schon vorher selbstständige Vorlesungen auf dem Gebiete der Astronomie gehalten hatte. Die Kosten für seine Studien wurden stets vom Cultusministerium bestritten, und auf seine oftmaligen Anfragen ihm stets der Bescheid zutheil, daß diese Kosten von seinem Pathen Giovanni ersetzt würden. Wer dieser Giovanni eigentlich sei, war ihm bis jetzt stets fremd geblieben.

Da kurz vor seinem Professor-Examen erwachte urplötzlich mit aller Macht in ihm das Verlangen, darüber Gewißheit zu erhalten, wer sein großherziger Pathe und Protektor sei, und so erklärte er denn dem Cultusministerium, nicht eher die Professorwürde annehmen zu wollen, bevor er nicht den vollen Namen jenes edlen Mannes kenne. Der Minister zuckte die Achseln, versprach aber, in dieser Angelegenheit Anfrage zu halten. Einige Wochen später erhielt der junge Gelehrte ein Schreiben in italienischer Sprache und zwar des Inhaltes:

„Es war glücklich, Ihrem schönen Vaterlande

eine, wie mir berichtet wurde, tüchtige Kraft gewonnen zu haben

Ihr Ihnen auch fernerhin gewogener

Johann, König von Sachsen.

Eine Anzahl von Jahren war verstrichen und man schrieb die Jahreszahl 1881. Der König, dem nachgesagt wird, daß er in seinem ganzen langen Leben nicht einen einzigen persönlichen Feind gehabt habe, der edle König Johann von Sachsen war längst zu seinen erlauchten Vätern hinübergegangen, sein Pathe Giovanni Danieli aber bekleidete als eine Zierde der Wissenschaft den Ehrenposten eines Direktors der großen Sternwarte zu F.

Also im vorgenannten Jahre und zwar wieder am ersten Pfingstfeiertage wurde den guten Bewohnern des bei Turin gelegenen Dörfchens Muggia eine gar große Ueberraschung zu Theil. Wohl hatte man fast schon eine Woche lang gemunkelt, es müsse in ihrer Dorfkirche etwas ganz Absonderliches vorgegangen sein, da ihr früheres Dorfkind, der heutige Professor Danieli, fast täglich aus Turin herüber komme; aber wie und was, davon hatten sie keine Ahnung. Welche Ueberraschung also, als plötzlich am ersten Pfingstmorgen in schönen, hellen, aber auch mächtigen Tönen eine Glocke vom Thurme herab ertönte, wie es höchstens nur noch in Turin eine zweite geben mochte, und so recht zum Herzen dringend Alt und Jung in's Gotteshaus rief. Und da säumten sie denn nicht, und bald war die Kirche vollgepfropft von Andächtigen.

Nachdem die Glocke verstummt und die Orgel ausgeklungen, betrat der greise Pfarrer die Kanzel und verkündete mit freudig bewegter Stimme, daß ein Unbekanntbleibenwollender der Ortskirche eine prächtige Glocke gespendet habe, auf deren ehernem Riesenleib der Name „Giovanni“ und das Wort „Dankbarkeit“ in erhabenen Lettern prangen. Er kenne die Bedeutung und Ursache dieser Spendung und bitte, mit ihm einzustimmen in ein kräftiges Gebet für einen verstorbenen Wohlthäter der Menschen, dem dieses Zeichen der Dankbarkeit geweiht worden sei. Freudigen Herzens kam die Gemeinde dieser Aufforderung nach. Wohl keiner ahnte, wem dieses Gebet galt, und vielleicht ebensowenig werden es die guten Bewohner von Muggia auch heute wissen, daß es „Giovanni von Sachsen war, welcher unbewußt die Veranlassung gegeben hat, daß solch helle, schöne Glockentöne die Gemeinde zum Gottesdienste rufen.

6.

Christlicher Heldenmuth.

Mitten in den Haidestrecken der Bretagne auf einer Anhöhe zwischen La Roche-Bernard und Rédon erhebt sich der Flecken Fegreac. Seine Einwohner waren so religiös und gut, daß selbst zur Schreckenszeit ihr Pfarrer, der Abbe Aurain, in seiner Stelle bleiben konnte, ohne wie so viele

andere Priester die Flucht ergreifen zu müssen. Er blieb bei seinen Pfarrkindern, sprach von Gott und lehrte sie die Tugend schätzen, wie er es auch in den Tagen des Glücks gethan hatte. Fegreac glich einer mit himmlischem Thau erfrischten Oase in der dürren Wüste; die Gläubigen der benachbarten ihrer Seelsorger beraubten Pfarreien kamen heimlich und wohnten der Feier der hl. Geheimnisse bei und labten sich an der lebendigen Quelle des göttlichen Wortes.

Wenn der Priester die hl. Messe feierte, stellten die Eltern Knaben, welche bei ihren Heerden waren, als Wächter auf den Höhen auf. Jeder von diesen hatte ein Horn, wie man sie Mittags und Abends in dieser Gegend ertönen hört, um die Feldarbeiter an dem häuslichen Heerd des Pachtgutes zu versammeln. Diese Wächter sollten die Ankunft der Soldaten melden, sobald sich solche auf den Wegen zeigten. Auf das verabredete Zeichen schloß man die Kirchenthüre, die Landleute gingen an ihre Arbeit, und die Soldaten durchzogen den Ort, ohne daran zu denken, daß man hier noch Gott anbete.

Eines Tages, es war ein hoher Festtag, hatten sich die Ortseinwohner, sowie die frommen Christen der Umgegend wieder in der Kirche versammelt, der Pfarrer Aurain stand am Altare, hatte über die Hostie die heiligen Worte gesprochen, der Gottmensch war aus der Höhe des Himmels in den ländlichen Tempel herabgestiegen, die Menge lag still anbetend auf den Knieen — da plötzlich ertönte der Warnungsruf der Hörner von den Höhen; Alles gerieth in Angst und Verwirrung.

Der Priester allein blieb ohne Furcht. „Das heilige Opfer hat begonnen und muß beendigt werden; Gott ist unter uns und mit uns; beten wir meine Brüder!“ Alsdann neigte er sich über den Altar, schlug an die Brust und genoß das heiligste Sakrament.

Das Geschrei von Außen vermehrte sich, die Landleute verließen die Kirche, ein Knabe stürzte laut rufend herein: „Rettet den Herrn Pfarrer, die Soldaten der Republik sind schon im Orte, sie folgen hinter mir!“ Der Priester legte eilig die heiligen Gewänder ab, — schon zeigten sich zwei Dragoner an der Hauptpforte der Kirche, schnell die Stufen des Altars verlassend, rettete er sich durch die Sakristei auf den Kirchhof. Hier stieß er auf zwei andere Soldaten, die ihn ergreifen wollten, aber er kam durch, sprang über die Kirchhofsmauer und gewann das Weite. Die Republikaner verfolgten ihn. Flüchtig und kräftig wie er war, sprang er über Hecken und Zäune, seine Feinde, dicht hinter ihm thaten das gleiche. Er kam an das Ufer eines kleinen Flusses, stürzte sich hinein und kam schwimmend hinüber. An das gegenseitige Ufer gekommen, sah er sich um, erblickt die zwei wuthschnaubend ihn verfolgende Soldaten, der Eine stürzt sich in den Fluß . . . . Abbe Aurain setzt seine Flucht fort und erreicht den Hügel, seine Schnelligkeit vermehrt sich, schon sieht er sich aus dem Gesichtskreise derer, die ihm den Tod geschworen hatten. — Er war gerettet; da plötzlich hört er kläglich um Hilfe rufen, sieht um, erblickt vom Hügel herab einen Dragoner im Fluße auf Leben und Tod mit den Wellen

kämpfend und in der größten Gefahr, unterzugehen.

Der Priester, welcher Liebe gelehrt, Vergebung gepredigt und den Menschen empfohlen hatte, Böses mit Gutem zu vergelten, blieb bei dem Hilferuf seines Feindes nicht taub. Mit der nämlichen Hast, die ihn gerettet, eilte er nun wieder den Hügel herab, um den Verfolger zu retten. Am Ufer angekommen, wirft er sich von Neuem in die Wellen, taucht wiederholt unter, um den Unglücklichen zu erhaschen, der bereits untergesunken ist; endlich taucht dieser auf, er faßt ihn, zieht den erkalteten Körper an das Ufer, erwärmt ihn, reibt ihn, gibt ihm das Leben wieder.

Der Soldat kam wieder zu sich, und seiner Sinne wieder mächtig, sprach er zu dem Pfarrer, in dessen Armen er sich sieht: „Wie? Sie haben mich gerettet? Sie, den ich verfolgte, dem ich den Tod geschworen?"

„Ich bin's," sagte mit vollkommener Ruhe der Priester, „ich bin nun Ihr Gefangener; ich habe keine Kraft mehr, Ihnen zu entfliehen; hier bin ich, werden Sie mich nun tödten?"

„Eher will ich sterben", versetzte der Dragoner, „ich werde keine Hand an Sie legen! Wie hat man uns betrogen! Ohne Unterlaß sagte man uns, die Priester seien unsere grausamsten Feinde, die nur Blut wollten und Rache!"

„Sie sehen, mein Freund, daß wir an nichts weniger als an Rache denken," erwiderte Abbe Aurain, „daß ich Sie rettete, war meine Pflicht, jeder Christ hätte das nämliche für Sie thun müssen, ich bin der Glückliche gewesen, das ist

Alles; ich danke Gott, danken auch Sie ihm und verfolgen Sie nicht mehr diejenigen, welche an Gott glauben und ihm dienen!"

„Laufen Sie, laufen Sie!" drängte jetzt der Dragoner, „meine Kameraden kommen, . . . wir Soldaten müssen den Befehlen gehorchen. Retten sie sich; ich will ihnen entgegeneilen und sagen, Sie seien mir entwischt. Adieu, Adieu! Ich werde Ihrer nie vergessen. Fort, fort, retten Sie sich."

Sie trennten sich, der Pfarrer von Müdigkeit erschöpft, verkroch sich in das nahe Gebüsch. Nachdem die Soldaten aus der Gegend verschwunden waren, wankte der Pfarrer in das Dorf zurück, wo ihn der Freudenjubel seiner in Angst schwebenden Pfarrkinder empfing.

7.

Das Lämmchen des hl. Franziskus.

Sanct **Franziskus** von Assisi ging einst mit Bruder Paulus durch die Mark Ancona. Sie sprachen von heiligen Dingen und lobten den Herrn und sangen mit den Vögeln des Waldes zu seiner Ehre; und wohin sie sich wendeten, da fanden sie die Fußtapfen des Herrn, der unsichtbar in der Natur umherwandelt, aber überall Spuren seiner Gegenwart zurückläßt. Sie hörten seine Stimme in dem Westwinde, der sie umsäuselte und ihre heiße Stirne kühlte, und in dem

Bache, der murmelnd die Wiesen durchfloß, und sie erkannten die Gaben seiner Hand in den Blumen, die in den Wiesen dufteten, und in den Saaten, die auf den Feldern prangten.

Wie sie unfern Osimo gekommen waren, da sahen sie eine Heerde von Ziegen und Böcken, unter denen ein einziges Lämmlein ruhig weidete. Milchweiß war des Lammes Vließ; es blickte so unschuldig aus seinen klaren Augen und überließ stets geduldig der übrigen Heerde die beste Weide. Als Sanct Franziskus solches sah, stand er still, ward tief gerührt und sprach zu Paulus, seinem Gefährten: „Nie kann ich ein Schäflein schauen, ohne an das Lamm zu denken, welches die Sünden der Welt hinweg genommen hat. Darum ist dies Thierlein mir lieb vor Allen. — Schau, wie ruhig und harmlos es weidet! Es drängt sich nicht vor, es ist zufrieden mit schlechter Kost! Es läßt sich zurückstoßen, ohne sich zu widersetzen, und führte man es zur Schlachtbank, es würde seinen Mund nicht aufthun; und dies wird vielleicht bald sein trauriges Loos sein! — Wahrlich ich sage Dir, so demüthig wandelte auch unser göttlicher Heiland inmitten der Schriftgelehrten und Pharisäer. Ich bitte Dich, mein Sohn, um seiner Liebe willen erbarme Dich mit mir dieses Lämmleins! Laß uns es kaufen und erretten aus der Mitte der Ziegen und Böcke!"

So sprach er, und Bruder Paulus war tief bewegt. Als sie aber nichts hatten, es zu geben, als ihre schlechten Gewänder und darob sehr traurig waren, da kam gerade ein Kaufmann des Weges, der fragte, warum sie so niedergeschlagen

seien, und schenkte ihnen den Kaufschilling. Sie dankten dem lieben Gott und kauften das Lamm. Das Lämmlein aber hüpfte freudig und folgte dem heiligen Franziskus wie ein treues Hündlein seinem Herrn. Und wo sie sich setzten, um auszuruhen, da legte sich das Lämmlein zu des Heiligen Füßen und senkte seinen Kopf auf dessen Schoos und blickte unschuldig und sicher mit dem klaren Augenpaar zu ihm hinauf, wie der Säugling zur Mutter, die ihn liebkoset und herzet. Der Heilige aber umschlang des Thierchens Hals mit seinem Arme.

Wie sie nun mit dem Lamme gen Osimo gingen, da sprach der seraphische Vater zum Bruder Paulus: „Dieses Schäflein, welches wir aus der Mitte der Böcke retteten, bei denen es so unglücklich war, dieses Schäflein, das ohne unsere rettende Hilfe ein Opfer des Schlachtmessers oder des Wolfes geworden wäre, — gleicht es nicht dem Unschuldigen, der unter Sündern lebt? Wie kann er bei ihnen die Ruhe finden und den Frieden? und elend wird er werden und sterben den ewigen Tod, wenn sich Niemand seiner erbarmt. Darum, mein Bruder, sollen wir keine Mühe und keine Opfer sparen, Seelen aus der Mitte der Bösen und aus den Händen des Satans zu erretten; das ist unser Beruf. Laß uns, dem Herrn gleich, die Wüste durchsuchen und weder Hunger noch Durst scheuen; laß uns alle Winkel und Klüfte und Höhlen durchspähen; laß uns rufen mit freundlicher Stimme, daß wir das arme verirrte Schäflein auffinden, damit es nicht vor Elend verkomme oder in die Klauen des

Wolfes gerathe! Laß es uns auf unsren Schultern tragen zur Hürde des Oberhirten, auf daß wir dermaleinst beim jüngsten Gerichte auch stehen mögen bei den Schafen!"

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Osimo. Der dortige Bischof nahm Franziskus und seinen Gefährten mit Ehrfurcht auf und hieß sie herzlich willkommen. Da sprach der Heilige zu dem Bischof:

„Hochwürdigster Vater, wir haben unterwegs einen Unglücklichen aus den Händen der Räuber und Mörder befreit. Er ist uns lieb und werth geworden und folgt uns als Jünger und Freund. Wäre nicht auch für ihn Platz in Eurem Hause?"

Der Bischof erwiderte: „Der Gast, den Franziskus bringt, ist stets willkommen."

Da öffnete der Heilige die Thüre, und herein sprang das Lämmchen, so im Vorhof gewartet, und lief alsbald auf den Heiligen zu und schmiegte sich traulich an sein rauh Gewand. Das rührte den Bischof über die Maßen, und er sprach:

„Wohl paßt das Lamm in des Franziskus Gesellschaft, wie der Adler bei dem Jünger, den Jesus lieb hatte."

Als sie am anderen Morgen des Weges weiter ziehen wollten, wußten sie nicht, was mit dem Lamme zu beginnen sei. Da gab Franziskus es den frommen Frauen des Klosters San Severino in Verwahrung und sprach zu ihnen:

„Haltet das Schäflein lieb und werth und pfleget sein sorgsam; und seid selbst unschuldig, rein, sanftmüthig und demüthig, wie dies Lämmlein."

Die frommen Jungfrauen nahmen es mit Freuden auf und verpflegten es mit aller Sorgfalt und schmückten es mit Bändern, und es weidete auf dem grünen Rasenplatze vor dem Kloster und es aß aus ihren Händen und ruhte in ihrem Schooße, und war ihnen lieb, wie der Mutter ihr Kind, und oft gedachten die Bräute Christi der Worte des Heiligen: „Seid unschuldig, rein, sanftmüthig und demüthig, wie dieses Lämmlein."

Sie sendeten ihm auch aus der Wolle des Lammes einen Leibrock nach Portiunkula, darob sich Franziskus höchlich erfreute, wie ein unschuldig Kind, und er forderte Alle auf, mit ihm fröhlich zu sein. Dann erzählte er ihnen die Geschichte und fügte hinzu:

„Sehet, meine Kinder, so bringt jede gute That ihren Lohn, oft schon hier, immer dort. Wie selig werden wir uns einst fühlen, wenn wir alle die Schäflein zur Rechten des Herrn erblicken, die wir aufsuchten in der Oede und befreiten aus des Wolfes Rachen und heimtrugen zur Hürde und wiederbrachten dem Hirten der Seelen! Wie werden sie uns danken und sich mit uns freuen und den Herrn preisen durch alle Ewigkeit!"

8.

Zwei Aerzte.

Dupuytren, der berühmte Wundarzt, arbeitete fast unabläſſig. Sommer und Winter ſtand er um fünf Uhr auf. Um ſieben Uhr ging er in das Hôtel-Dieu, welches er erſt um elf Uhr verließ, um ſeine Krankenbeſuche in der Stadt zu machen und ſodann in ſeiner Wohnung zur Conſultation zu empfangen. Die Zahl der Kranken, welche zu ihm ins Haus kamen, wuchs von Tag zu Tag, und obgleich er ſie mit einer faſt brutalen Eiligkeit abfertigte, ſo dauerte die Conſultation doch häufig bis in die Nacht.

Eines Abends, als er ungewöhnlich in Anſpruch genommen war und eben etwas ausruhen wollte, ſtellte ſich noch ein verſpäteter Beſucher ein. Der Doktor blickte ihn unwillig an. Es war ein Greis von kleiner Statur, aber angenehmem Aeußern. Sein ruhiges, friedliches Antlitz hatte etwas Einnehmendes; es war eine jener freundlichen Phyſiognomien, zu denen man ſich unwillkürlich hingezogen fühlt. — Er machte eine tiefe Verbeugung und erwartete mit einer gewiſſen Schüchternheit die Anrede des Arztes.

„Was fehlt Ihnen?“ fuhr ihn Dupuytren an.

„Herr Doktor“, erwiderte der Patient, „ich bitte um Erlaubniß, mich zu ſetzen; meine armen Beine ſind ſchon etwas alt! Ich bin der Pfarrer in . . . bei Nemours. Vor zwei Jahren bekam ich einen Geſchwulſt am Halſe. Der Arzt in meinem Dorfe meinte anfangs, es ſei Nichts;

allein es wurde immer schlimmer, und nach fünf Monaten bildete sich ein Absceß, der von selbst aufging. Ich hütete lange das Bett, ohne daß es besser wurde. Später that ich mir Zwang an und stand auf, weil ich keinen Kaplan habe und in vier Dörfern den Gottesdienst....." —

„Zeigen Sie mir ihren Hals!" unterbrach ihn Dupuytren.

— „Nicht als ob meine Pfarrkinder", fuhr der Geistliche fort, während er seinen Hals entblößte — „sich nicht erboten hätten, zum Sonntag in Einer Kirche zusammen zu kommen, um mir den Dienst zu erleichtern, allein sie haben die ganze Woche viel Plage und können sich nur am Sonntag ausruhen. Da sagte ich denn zu mir selbst: Es ist nicht recht, daß sich so viele Leute um deinetwillen ihre Ruhe versagen. Endlich rieth man mir, ich solle nach Paris reisen, um Sie zu Rath zu ziehen. Ich besann mich lange, denn das Reisen ist immer theuer, und ich habe viele Arme in meiner Gemeinde; aber am Ende mußte ich doch nachgeben und nahm einen Wagen, und wie es mit meinem Uebel steht, das sehen Sie selbst."

Der Arzt sah lange scharf hin. Das Leiden war so ernster Art, daß er sich wunderte, wie der Kranke noch so viel Kraft hatte. — „Herr Pfarrer," sagte er nach einer Weile in scharfem Tone, „daran muß man sterben!"

Der Pfarrer legte seinen Verband wieder um, ohne ein Wort zu sagen. — Dupuytren sah ihn noch immer starr an. Der Kranke zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche, legte es auf den

Kamin und sprach: „Ich bin nicht reich und meine Leute sind sehr arm, Herr Doktor! Verzeihen Sie mir, wenn ich für eine Consultation des Doktors Dupuytren nicht mehr zahlen kann. — Ich bin sehr froh, Sie befragt zu haben, denn so werde ich wenigstens nicht unvorbereitet sterben. Vielleicht hätten Sie mir diese ernste Nachricht mit etwas mehr Vorsicht mittheilen können; ich bin fünfundsechzig Jahre alt und in diesem Alter hängt man bisweilen sehr am Leben; aber ich zürne Ihnen deshalb nicht. Sie haben mich nicht überrascht, ich war auf eine solche Kunde gefaßt. Adieu, Herr Doktor! Ich kehre zu meiner Gemeinde zurück. Ich will in ihrer Mitte sterben."

Er verließ das Zimmer. Der Arzt stand in Gedanken vertieft. Die Worte des Greises hatten ihn erschüttert. Dieser schwache, leidende Mann mußte einen festen Willen und großen Muth haben. Er eilte ihm nach. Der Pfarrer ging langsam die Treppe hinab. „Herr Pfarrer", rief er, „wollen Sie nochmal herauf kommen." Der Pfarrer kam herauf. „Es gibt vielleicht ein Mittel, Sie zu retten", sagte der Arzt, „wenn Sie sich operiren lassen wollen!"

„O mein Gott, Herr Doktor", rief der Pfarrer, deshalb bin ich ja nach Paris gekommen. Operiren Sie, soviel Sie wollen."

„Aber vielleicht machen wir einen vergeblichen Versuch; jedenfalls wird es lange dauern und sehr schmerzlich sein!"

„Operiren Sie nur, Herr Doktor, ich werde es wohl aushalten. Meine armen Pfarrkinder werden dann glücklich sein."

„Wohlan, begeben Sie sich in das Hôtel-Dieu, Saal Saint-Agnes. Es wird Ihnen dort an nichts fehlen, und die Schwestern werden Sie treulich pflegen. Heute und morgen ruhen Sie aus, und übermorgen . . . .

„Gut, Herr Doktor, ich danke Ihnen."

Dupuytren schrieb einige Worte auf ein Blatt, das er dem Pfarrer gab. Dieser begab sich in das Spital, wo er, offenbar auf Dupuytren's Empfehlung, mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und Rücksicht behandelt wurde. Der gute Mann wußte nicht genug zu danken.

Am dritten Tage waren die fünf- oder sechshundert junge Leute, welche der Klinik beiwohnten, kaum versammelt, als Dupuytren unerwartet früh eintrat. Die Operation begann. Sie dauerte fünfundzwanzig Minuten und war sehr schmerzlich; ein Theil der Kinnlade war angefressen und mußte entfernt werden. Der Pfarrer gab keinen Laut von sich; nur als Dupuytren zu ihm sagte: „Nun ist's vorbei!" war sein Gesicht sehr blaß. Dupuytren legte selbst den Verband an. „Ich glaube, es wird gut gehen," sagte er theilnehmend. „Haben Sie viel gelitten?"

„Ich suchte an etwas Anderes zu denken!" erwiderte der Operirte. Der Doktor sah ihn lange schweigend an, dann nahm die Klinik ihren Fortgang.

Der Pfarrer war gerettet. Jeden Morgen, wenn Dupuytren in's Hospital kam, ging er gegen seine Gewohnheit an den ersten Betten vorbei, um bei ihm zu beginnen. Als der Patient das Bett verlassen konnte, nahm er ihn auch wohl

zum großen Erstaunen der Studenten nach der Klinik beim Arm und ging langsamen Schrittes mit ihm auf und ab. Man wußte sich diese Freundlichkeit des Doktors, der seine Patienten sonst so hart behandelte, auf keine Weise zu erklären. — —

Mehrere Monate waren seit der Abreise des Pfarrers vom Hospital verflossen, als Dupuytren eines Morgens bei dem Eintritte in den Saal Saint-Agnes den guten Greis wieder erblickte. Er hatte einen großen Korb am Arme hängen, und seine Schuhe waren staubig, als hätte er einen weiten Weg zu Fuß gemacht. Der Doktor ging freundlich auf ihn zu, versicherte sich, daß die Operation keine üblen Folgen gehabt, und fragte, was ihn nach Paris führe. „Herr Doktor", erwiderte der Pfarrer, „heute ist es ein Jahr, daß Sie mich operirt haben. Ich wollte den 6. Mai nicht vorübergehen lassen, ohne Sie zu besuchen, und da dachte ich bei mir, ich müsse Ihnen auch ein kleines Geschenk mitbringen. Es ist im Grunde gar nichts; aber es soll auch nur ein Zeichen meines Dankes sein. Hier im Korbe stecken zwei Hühner aus meinem Hofe und Birnen aus meinem Garten, Birnen, wie man zu Paris keine zu kaufen bekommt. Nun müssen Sie mir aber versprechen, Etwas davon zu kosten! nicht wahr?" — Dupuytren drückte ihm herzlich die Hand. Er lud ihn zum Mittagessen ein, allein dieser lehnte es, wie wohl sehr ungern, ab. Seine Augenblicke waren gezählt; er mußte heimeilen.

Noch zwei Jahre sah der Doktor den guten Pfarrer am 6. Mai im Saale Saint-Agnes er-

scheinen, wie sich versteht mit Hühnern und Birnen, und wurde bei dessen Anblicke stets von einer eigenen Rührung ergriffen.

Um jene Zeit war es, da Dupuytren die ersten Anfälle der Krankheit verspürte, der seine Kunst weichen mußte. Er reiste nach Italien und kam im März 1834 ohne wesentliche Besserung zurück. Was auch die anderen Aerzte sagen mochten, er fühlte sich dem Tode verfallen. In dem Maße, wie er seiner Auflösung entgegen ging, wurde sein Wesen finsterer und verschlossener. Eines Morgens rief er seinen Adoptivsohn und diktirte ihm folgenden Brief:

„An M..., Pfarrer in ..... bei Nemours. Mein lieber Freund, der Doktor hat den Pfarrer nöthig. Kommen Sie schnell, vielleicht kommen Sie zu spät!

Dupuytren."

Der Pfarrer kam ungesäumt. Er blieb lange mit dem Kranken eingeschlossen. Was sie gesprochen, ist ein Geheimniß geblieben; nur als der Pfarrer aus dem Zimmer des Sterbenden trat, sah man Thränen in seinen Augen und den Ausdruck milder Erhebung in seinen Zügen. Am andern Morgen ließ Dupuytren, der freigeistige Dupuytren, den Erzbischof von Paris zu sich bitten. Es war am 8. Februar 1835; wenige Stunden nachher war er aus dem Leben geschieden.

Als nach dem Seelengottesdienste die Studenten den Sarg auf die Schultern nahmen und nach dem Kirchhofe trugen, verlor sich ein alter Geistlicher weinend in dem großen Leichenzuge.

9.
Heldenmüthiges Opfer einer Klosterfrau.

Am 19. September des Jahres 1878 zogen die fünf noch kleinen Kinder des Herrn Torchon bei herrlichem Wetter fröhlich aus dem Schlosse Feulardes, um einen Spaziergang zu machen. Die Gouvernante der Kleinen begleitete sie; auch war eine Schwester „von der guten Hilfe“ bei ihnen. Schwester Placida hatte während einer langen Krankheit eines der Kinder gepflegt und war mit Erlaubniß ihrer Oberin bei der Abreise der Familie von Paris mit nach Feulardes gekommen, um das Kind bis zu seiner gänzlichen Genesung zu überwachen und zu pflegen. Die Kinder alle hingen an ihr mit gleicher Liebe.

Die Spaziergänger waren eben bis zum Ende der großen Allee gekommen, die zum Schlosse führt, als plötzlich das älteste der Kleinen stehen blieb und erschrocken ausrief: „Der abscheuliche Hund!“ Aller Blicke richteten sich nach der Stelle, nach welcher das Kind hinwies. Am Rande des Weges lag ein großer schwarzer Hund mit gesträubtem Haar und funkelnden Augen, den Kopf auf die Erde gestreckt, der die Kinder mit grimmigen Augen anstarrte und auf dieselben zu lauern schien. Die Schwester Placida rief die Kinder rasch zu sich und bedeutete ihnen, so geschwind als möglich umzukehren, als der Hund auch schon wüthend, mit offenem Rachen — ein drohendes Geheul ausstoßend, auf die Kleinen losstürzte. — Placida erkannte die Gefahr — ihr Entschluß

war gefaßt —: „Flieht, flieht!“ rief sie den Anderen zu, „geschwind, geschwind!“ und sie selbst, statt zu fliehen, lief dem wüthenden Thiere entgegen, welches jetzt mit voller Wuth auf sie losstürzte, sie zerbiß und zerfleischte. Der Kampf war kurz, aber fürchterlich! Da die Schwester nichts hatte, um sich gegen die Bisse des grimmigen Thieres zu wehren, und sie es doch um jeden Preis zurückhalten wollte, ergriff sie mit beiden Händen seine mit Schaum bedeckten Kinnbacken und suchte seinen Rachen aus einander zu halten aus Furcht, es möge ihr entwischen und den ihr anvertrauten Kindern nachrennen. Und ohne in diesem schrecklichen Augenblicke an sich selbst zu denken, ohne der tiefen Bisse zu achten, welche ihr Fleisch zerrissen, so oft es dem wüthenden Thiere gelang, auf einige Augenblicke seines Gebisses mächtig zu werden, rief sie den Anderen fort und fort zu: „Geht vom großen Wege ab, eilt in den Wald, damit Euch das Thier nicht mehr sieht!“

So währte der Kampf fort, bis die Kraft sie verließ und der Hund jetzt als Sieger, heulend und sie mit seinen Zähnen und Tatzen zerbeißen und zerfleischen konnte. Ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie war auf dem Punkte niederzusinken, ach, und die Kinder waren noch nicht genug außer Sicht! Da schrie sie laut zu Gott um Hilfe: „Herr, gib Du mir jetzt die Kraft und Stärke, die mir fehlt!“ Sie fiel auf die Kniee und umfaßte mit ihren bluttriefenden Händen und Armen ihren entsetzlichen Feind, um mit ihrem Leibe die Aussicht zu decken, als dieser,

des Ringens müde, losließ und nach einer andern Seite hinrannte, wo sich Jemand zeigte. Dann erst, erst dann, als sie die Kinder geborgen sah, merkte sie auf ihre zerrissenen, blutenden Finger und Hände und Arme. Sie lehnte sich an einen Baumstamm und weinte bitterlich.

Im Schlosse vermißte man die Kinder nicht, Niemand war um sie in Besorgniß, man hatte sie ja so fröhlich ausziehen sehen und wußte sie sicher unter der Obhut der guten Schwester. Bald aber war die schreckliche Wirklichkeit bekannt und alle Schloßbewohner in Thränen.

Als nämlich der Großvater eben nach der Seite hinausschaute, wohin er die Kinder sich so fröhlich hatte entfernen sehen, vernahm er mit einem Male lautes Schluchzen und Wehklagen. Er sah sie heimkommen, er sah und hörte, wie sie Alle schluchzend und weinend die Schwester umgaben, welche ihre bluttriefenden Arme hoch ausgestreckt hielt, damit keines der Kinder sie berühren könne.

Frau Torchon erkannte, daß hier kein Augenblick zu verlieren sei. Sie befahl dem Kutscher, im Galopp den Arzt zu holen, ein anderer Diener wurde zum Pfarrer geschickt, ein Dritter fuhr mit einer Depesche für die Oberin nach Paris. Sie selbst leistete der Schwester die bei solchen Fällen nöthige Hilfe mit eigener Hand. Es wurde nichts unterlassen, was nur immer Vorsicht und Klugheit unter solchen Umständen eingeben können. Die Schwester ließ alles mit sich geschehen. Sie sagte nur: „Ich bin verloren, das weiß ich und fühl'

ich. Aber der Wille Gottes geschehe. Ich habe meine Pflicht gethan. Das ist mein Trost." —

Während dieser Zeit hatte der Kutscher sein Möglichstes gethan, in einer halben Stunde hatte er die drei Meilen bis zum Wohnort des Arztes zurückgelegt. Dr. Vigouroux beeilte sich zu kommen. Er constatirte bei seiner Ankunft nicht weniger als siebzehn tiefe Bißwunden in den Händen allein, an mehreren Fingern waren die Knochen durchgebissen und gebrochen. Auf den ersten Blick sah er, daß keine Minute zu verlieren sei, um zu den äußersten Mitteln zu greifen.

„Muth, liebe Schwester," sagte er, „ich muß Ihnen das Alles ausbrennen."

„Der liebe Gott wird mir beistehen und den nöthigen Muth und die nöthige Kraft geben. Aber ich kenne ganz gut meine Lage und die Gefahr. Thun Sie, was Sie für gut halten, ich bin bereit." Und sich mit dem Zeichen des hl. Kreuzes waffnend, bot sie dem Arzte ihre zerfleischten Hände dar. Bald verschwanden die tiefen bluttriefenden Wunden und machten schrecklichen Brandwunden Platz. Die Gemarterte betete. Und während ihr Fleisch beim Brennen knirschte, bat sie Gott um seinen Beistand im Leiden und dankte ihm, daß er sich ihrer bedient habe, die Anderen zu retten.

Während dessen erfuhr man, daß der wüthende Hund auf der Landstraße erschossen worden sei in dem Augenblicke, wo derselbe sich auf einen jungen Mann losstürzen wollte. Der Arzt ließ sich den Kadaver des schrecklichen Thieres bringen und mit Beihilfe eines Thierarztes secirte man

denselben und war genöthigt zu bestätigen, daß bei dem Thiere die Wuth ihren höchsten Grad erreicht hatte.

Da war es klar, daß alle Mittel nutzlos seien und daß man jetzt nur auf Gott vertrauen müsse.

Dieser Tag und die Nacht waren voll der Qualen für das arme Opfer, voll Herzensangst für diejenigen, welche die Schwester pflegten. Als sie in den Mienen Aller, die sie umgaben, nur Schrecken und Angst las, fand sie doch den Muth, sie alle zu trösten. Ruhig und ganz Herr über sich selbst, verriethen sich ihre inneren Qualen nur dann, wenn sie vor Schmerz betäubt war, dann schrie sie laut auf und sah überall rasende Hunde.

Gleich anfangs hatte sie den Wunsch ausgesprochen, zu ihrem Kloster zurückgebracht zu werden. Man stellte ihr die Gefahr der Reise vor und den Zustand der Schwäche, worin sie sich befand. Man erklärte sich bereit, die Kinder wegzuschicken und mehrere ihrer Mitschwestern aus dem Kloster kommen zu lassen, und alle Tage den Arzt, um ihren Zustand zu überwachen. Aber sie bestand auf ihre Abreise, und zwar aus Liebe und aus Furcht sagte sie: wenn die Wirkungen dieser schrecklichen Krankheit sie plötzlich überfielen, sie dann, ohne es zu wollen, die Ursache eines großen Unglücks für die Familie sein könne."

So wurde denn Schwester Placida am zweiten Tage nach ihrer Heldenthat zu ihrem Kloster zurückgebracht, um da zu sterben.

Bald zeigten sich die Wirkungen der schrecklichen Krankheit; schon der Anblick eines Löffels

oder Glases wirkten convulsivisch und es erfolgte heftige Erschütterung der Nerven. Dabei verleugnete sich aber ihre Seelenruhe und Ergebung keinen Augenblick. Das Gebet half ihr alles, was sie zu leiden hatte, mit großer Geduld ertragen und auch das Schrecklichste überwinden.

Am Feste der heiligen Theresia ertheilte man ihr das Sakrament der heiligen Oelung; ihrer Krankheit wegen konnte man ihr die hl. Communion nicht reichen; man erlangte jedoch die Erlaubniß, das heiligste Sakrament auf ihr Krankenzimmer zu bringen.

Bald stellten sich die gefährlichen Krisen ein, deren eine volle drei Stunden währte, die Oberin und sechs Schwestern mußten ihr beistehen. War sie bei Bewußtsein, dann rief sie fortwährend: „Kommt mir nicht zu nahe, liebe Schwestern, bleibt weg, es ist zu viel Gefahr, ich bin meiner nicht mehr mächtig, ich kann nicht, wie ich will.“

Sie benutzte einige freie Augenblicke, um sich auf die Kniee aufzurichten und dem heiligen Sakramente zugewendet betete sie laut: „O mein Gott und Herr, gib, daß die Kinder, für welche ich sterben muß, gute Christen werden und dir wohlgefällig! Mein Opfer ist vollbracht, ich sterbe mit gänzlicher Uebereinstimmung und Ergebung in deinen heiligen Willen. Ich nehme nichts von dem zurück, was ich dir gegeben, und wenn ich es noch einmal zu thun hätte, ich würde auf ein Neues so thun, wie ich gethan habe.“ Dann wendete sie sich zu den Schwestern und rief: „Betet, betet für mich!“

Jetzt erfolgte ein schrecklicher Wuthanfall. Aber Gott half, daß sie sich so hielt, daß sie andern nicht gefährlich wurde. Als der Anfall zu Ende war, hielt sie noch, so gut sie konnte, mit ihren zerfleischten Händen das Crucifix fest, suchte es immer wieder an's Herz zu drücken und ließ es keinen Augenblick ihren krampfhaft zuckenden Händen entfahren, selbst nicht, wenn sie bewußtlos war.

Im Augenblicke des Todes wurde sie plötzlich ganz ruhig und entschlief sanft im Herrn, um im Himmel zu erwachen. —

10.

Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe.

Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer warmen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter anderen mehrere Male im Jahre die Militär-Akademie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit mütterlicher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, nach den Verhältnissen der Zöglinge und ihrer Aufführung.

„Welcher von meinen lieben Söhnen,“ fragte die Kaiserin einst wieder den würdigen Vorsteher der Akademie, „führt sich am besten auf?“ — „Majestät!“ antwortete dieser, „sie sind Alle brav, Alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge Bukassowich aber ist der Bravste von Allen.“ So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehrer der Anstalt den wackeren Jüngling.

„Ich höre das Lob des jungen Menschen nun schon öfter,“ fuhr die edle Monarchin fort, und sah den Dalmatiner, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an. „Ich wünsche ihn fechten zu sehen, er nehme das Rappier!“

So unkriegerisch der Jüngling zuvor vor der Kaiserin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen das Rappier.

Die gute Monarchin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier,“ sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Dukaten überreichte, „eine Gratisgage, kleiner Soldat, und mache Dir nach so hitzigem Gefecht irgend ein Vergnügen damit.“

Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie aber hieß ihn aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Bukassowich abermals vorstellen und fragte ihn, was er sich mit dem Gelde für ein Vergnügen gemacht habe. Da ward dieser verlegen und stockte in seiner Rede.

„Hast Du das Geld verspielt, oder worauf ist es verwendet worden?“ fragte die Monarchin etwas finster und rasch. —

„Ich habe es meinem armen Vater gesendet,“ versetzte der Jüngling bescheiden.

„Wer ist Dein Vater?“

„Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte dem huldreichen Sinne, in welchem mir jene gnädige Gabe gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen und von der Gnade Eurer Majestät keinen besseren Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dies war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte.“

„Du bist ein wackerer Junge,“ sagte die gerührte Kaiserin. „Tinte, Feder und Papier herbei! Setze Dich und schreibe!“

Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge Bukassowich, wie die Monarchin befohlen, und diese diktirte ihm nun: „Liebster Vater! Den Brief, welchen ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin selbst. — Mein Fleiß, meine Aufführung und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater, haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde

an eine jährliche Pension von 500 Gulden erhalten werden, und ich soeben wieder ein Geschenk von vierundzwanzig Dukaten bekomme." —

Man denke sich die Freude des guten Sohnes. Die Schrift an diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, wie er sie je in seinem Leben geschrieben, auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt.

Auf diese Weise ward kindliche Liebe und Dankbarkeit belohnt. Größer aber noch war der Lohn, den die Zukunft brachte. — Bukassowich kam bei seinem Austritt aus der Akademie als Offizier zur Armee, stieg von Grad zu Grad und leistete in verschiedenen Kriegen die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, eine der höchsten militärischen Würden.

11.
Verzage nicht!

Obgleich schon eine lange Reihe von Jahren — so erzählte ein alter, allgemein geachteter Ehrenmann — verstrichen ist, so steht doch ein Tag meines Lebens noch so lebhaft vor den Augen meines Geistes, als ob es der heutige wäre.

Ich war ein Zimmermann, der Aufseher einer großen Fabrik, und besaß als solcher das volle Vertrauen meines Prinzipals, eines früheren Schulkameraden.

Eines Tages rief er mich in sein Schreibzimmer, um mir einige seltene Münzen zu zeigen, die er soeben gekauft hatte. „Dieses hier", sagte er, indem er mir ein schweres Goldstück in die Hand gab, „ist mehr werth, als alle übrigen Münzen zusammen, es ist eine sehr seltene Münze. Ich bezahlte dreihundert Gulden dafür und halte das für einen sehr billigen Preis; ich könnte leicht das Doppelte dafür erhalten; also siehst Du, Heim, welch ein gutangelegtes Kapital es ist."

„Das ist wohl wahr", erwiderte ich, „doch ist es schade, eine solch' große Summe ungebraucht liegen zu lassen." Unwillkürlich stieß ich einen tiefen Seufzer aus, als ich die Münze wieder auf den Tisch legte; denn 300 Gulden wären damals ein großes Vermögen für mich gewesen. Die anhaltende Krankheit meiner Frau und eines meiner Kinder, sowie der Tod eines anderen hatten meine Kasse sehr in Anspruch genommen und zur äußersten Sparsamkeit mich genöthigt, um nicht in Schulden zu gerathen; ja ich hatte sogar die kleinen Summen aus der Sparbank nehmen müssen, in welchen nebst meinem Gehalte mein ganzer Reichthum bestand. Mit diesen Gedanken verließ ich das Zimmer und ging meinen Geschäften nach.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder in das Schreibzimmer gerufen, aber diesmal nicht so freundlich wie gewöhnlich begrüßt. „Heinrich", sagte mein Brodherr kurz, „die Münze, welche wir gestern betrachteten, ist verschwunden. Ich habe alles gründlich durchsucht, kann sie aber nirgends finden. Jemand hat sie genommen, und da du der Einzige bist, der davon wußte, so —"

Er hielt inne und sah mir bedeutungsvoll in's Gesicht. — Ich beendete den Satz für ihn und sagte, während das aufwallende Blut mir das Angesicht färbte: „Meinen Sie, daß ich sie genommen habe?"

„Was kann ich anderes denken? Die Münze war hier, Du allein hast sie gesehen. Ich sah sie zuletzt in Deinen Händen. Du brauchst Geld, das hast Du selbst mir gesagt. Es war eine große Versuchung für Dich; ich vergebe Dir um unsrer alten Freundschaft willen, aber einem solchen Aufseher kann ich meine Geschäfte nicht anvertrauen; ich kann Dich nicht länger in meinem Dienste behalten; hier ist Dein Gehalt bis zum heutigen Tage."

„Nun gut", sagte ich mit erzwungener Ruhe, „sei es so! Da Sie nach jahrelangem treuen Dienste eine solche schlechte Meinung von mir haben, will ich mich nicht herbeilassen, mich zu vertheidigen." Hierauf nahm ich das Geld, welches er für mich auf das Pult gelegt hatte, und ging mit fast gebrochenem Herzen hinweg von ihm.

Ohne das Vertrauen auf Gott und die Liebe zu meinem treuen Weibe und meinen Kindern wäre ich verzweifelt und hätte meinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht. Durch dieses jedoch und durch das erhebende Gefühl meiner Unschuld aufrecht erhalten, faßte ich Muth und ging ernstlich daran, eine neue Stelle zu suchen. Aber entsetzlich mächtig ist auch nur der Hauch einer Verleumdung, — wohin ich mich auch wandte, war mir die Geschichte meiner Entlassung und meines vermeintlichen Diebstahls vorangegangen,

und überall fand meine Bitte um Arbeit eine abschlägige Antwort.

So verging die Zeit. Ein Stück Hausgeräth nach dem andern, jedes halbwegs entbehrliche Kleidungsstück wanderte in's Leihhaus, bis zuletzt nichts mehr zum Versetzen übrig war, und meine Kinder vergeblich nach Brod schrieen.

Und doch saß ich nicht stille in müßiger Verzweiflung; nein, das konnte ich nicht; denn Leben und Tod derer, die ich liebe, hingen von meinen Bemühungen ab. So verließ ich sie schweren Herzens und lenkte meine Schritte zu einer kleinen Kapelle, die der allerseligsten Jungfrau geweiht war, und in welcher ich schon als ein kleiner Bube gar oft und viel gebetet und geweint hatte. Hier warf ich mich vor dem Altare der schmerzhaften Mutter auf meine Kniee nieder und betete und weinte, daß es die kalten Steine der Kirchenmauer hätte erweichen können. Ich flehte und schrie zum Mutterherzen Mariä, daß es sich meiner und meines Weibes und meiner armen Kinder erbarmen und uns Hilfe von ihrem Sohne erbitten und senden möge. — Gestärkt durch dieses Gebet, erhob ich mich, die Gegenwart Gottes in meinem Herzen fühlend, und begab mich nochmals auf den mühevollen Weg, Arbeit zu suchen. Alles vergebens; überall Achselzucken, überall abschlägige Antwort auf meine Bitte um Beschäftigung, und so wendete ich mich denn langsamen Schrittes meinem einst so glücklichen Häuschen zu. Da zog ein Haufen Männer vor einer sehr großen Kirche meine Aufmerksamkeit auf sich. Von einem

unerklärlichen Gefühle gedrängt, näherte ich mich ihnen und trat unter sie.

Neben mir stand ein Arbeiter, welcher zum Thurme hinaufsah, der ungefähr 250 Fuß hoch war. Ein Herr, augenscheinlich der Architekt, sprach eindringlich zu ihm und zeigte von Zeit zu Zeit empor auf das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Thurmes.

Als ich näher trat, hörte ich ihn sagen: „Ich versichere Ihnen, es muß und kann gethan werden. Das Kreuz muß herabgenommen werden, sonst schleudert es der nächste starke Wind herunter und tödtet die Vorübergehenden. Wie wagen Sie es, sich der Arbeit zu entziehen, die sie doch übernommen haben?"

Der Arbeiter entgegnete trotzig: „Ich wußte nicht, daß der Thurm so hoch sei; thun Sie es selbst, wenn Sie es durchaus gethan haben wollen."

„Ich wollte schon, wenn ich es könnte", erwiderte der Architekt, „aber gehen Sie, wenn Sie es nicht wagen wollen. Ich habe mein Wort gegeben, es auf jeden Fall thun zu lassen, und ich werde wohl einen muthigeren Mann, als Sie sind, finden, der es thun wird."

Der Arbeiter ging mürrisch hinweg, und auch der Architekt wendete sich zum Fortgehen, als ich zu ihm trat und ihn fragte: „Mein Herr, welche Arbeit wünschen Sie verrichtet? — Ich bin Zimmermann, vielleicht kann ich sie thun."

Er wendete sich hastig zu mir: „Sie sollen gut bezahlt werden; nehmen Sie das Kreuz von der Thurmspitze herunter und ich zahle Ihnen auf der Stelle 200 Gulden. Sie müssen auf den

Verzierungen hinaufklettern, und ich sage Ihnen offen, daß man sich nicht auf ihre Haltbarkeit verlassen kann; sie sind alt und schwach, und das Holz ist wahrscheinlich schon in Fäulniß übergegangen."

Ich blickte zum Thurme empor, der Untertheil desselben war viereckig und oben lief er spitz zu; die Winkel waren mit vergoldeten Holzblöcken verziert. — „Es ist eine gefahrvolle Arbeit," sagte ich, „und mehr Gefahr beim Herab- als beim Hinaufsteigen. Wenn es mir gelänge und mir dann —"

„Wenn Ihnen ein Unfall begegnen sollte, mein braver Freund, so würde das Geld Ihrer Familie ausgezahlt werden. Das verspreche ich Ihnen; geben Sie mir Ihre Adresse."

„Hier ist sie," sagte ich, „und um Gotteswillen halten Sie Ihr Versprechen. Meine Frau und Kinder sind fast verhungert, sonst würde ich diese gefahrvolle Arbeit nicht übernehmen. Wenn ich verunglücke, so können sie von den 200 Gulden leben, bis meine Frau wieder zu Kräften kommt."

„Zweihundert und fünfzig sollen Sie haben!" rief der Architekt aus, „Gott beschütze Sie! Wenn ich selbst die nöthige Gewandtheit besäße, den Thurm zu ersteigen, so würde ich Niemanden auffordern, sein Leben auf's Spiel zu setzen. Aber kommen Sie und gehen Sie in Jesu Namen mit festem Schritt und Auge an die Arbeit."

Auf diese Worte: „in Jesu Namen", welche ich nicht aus dem Munde des Architekten erwartet hätte, fühlte ich das Herz in meiner Brust gehoben und gestählt. Ich folgte ihm in die Kirche

und hinauf in den Thurm, bis er vor einem kleinen Fenster stille stand; von hier aus mußte ich den Weg zu der schwierigen Arbeit antreten, die ich übernommen hatte. Indem ich einen Blick auf die Leute unter mir auf der Straße warf, die von der großen Entfernung aus sich wie kleine Punkte ausnahmen, erfaßte ich den nächsten vergoldeten Block und klomm höher empor. So stieg ich sorgfältig von einem Block zum andern, jeden erst sorgfältig untersuchend, ehe ich mit meiner ganzen Schwere darauf zu ruhen wagte.

So war ich zwei Drittel des Weges hinangeklettert, als plötzlich der Block, auf den ich mich stützte, sich bewegte und nachgab. Großer Gott im Himmel! Nie, und wenn ich auch hundert Jahre lebte, nie werde ich ohne Schaudern an jenen schrecklichen Augenblick zurückdenken können. Es schien mir, als ob meine Sinne nie zuvor so klar und scharf gewesen wären, als gerade nun, da ein schrecklicher Tod meiner wartete.

Weiter und immer weiter glitt ich, nach jedem Block greifend, an dem ich vorüber glitt, bis endlich der drohende Sturz gehemmt wurde, und, während mir noch der Kopf von dem plötzlichen Abrutsch taumelte, das Jauchzen der unten am Thurme stehenden Menge zu mir heraufdrang.

„Kommen Sie herab, kommen Sie herab!" rief der Architekt mir zu; „die Hälfte des Geldes will ich Ihnen zahlen für die Gefahr, die Sie überstanden haben. Versuchen Sie es nicht weiter. Kommen Sie herunter!"

Ich aber begann mit Ruhe und Vorsicht noch einmal hinaufzusteigen. Zuerst versuchte ich ver-

geblich, mich von der einen Seite der Blöcke zur anderen zu schwingen; denn ich wollte mich nicht wieder denen anvertrauen, die sich so unsicher bewiesen haben. Ich mußte es aber doch thun, bis der Raum in der Breite des Thurmes klein genug wurde, daß ich mich hinüber schwingen konnte. Als ich endlich dies mein Vorhaben ausgeführt hatte, stieg ich schneller hinan, jeden Block aber genau prüfend, ehe ich mich darauf wagte.

Endlich erreichte ich das Kreuz und ruhte einige Augenblicke aus, indem ich von der schwindelnden Höhe mit einer Gleichgiltigkeit hinabblickte, die mich noch jetzt in Erstaunen setzt. — Dann faßte ich die Axt, welche der Architekt mir umgebunden hatte, versetzte dem Kreuze einige kräftige Hiebe, und stückweise fiel es herab. Meine Arbeit war gethan, und als jetzt das letzte Stück des Kreuzes verschwand, dachte ich mit Vergnügen daran, daß, wenn ich auch nicht lebend hinabkommen würde, meine Lieben doch Mittel besäßen, die ausreichen würden, bis meine Frau Arbeit erlangen könne.

Doch der Allmächtige, der mir hinauf geholfen hatte, half mir auch wieder herab. Wehmüthig gestimmt, vorsichtig und betend ließ ich mich an den Blöcken hernieder und erreichte ohne Unfall das Fenster unter dem lauten Jauchzen der Menge.

Im Thurme legte mir der Architekt eine Anzahl Banknoten in die Hand. „Sie haben das Geld redlich verdient,“ sagte er. „Es freut mich, einen so kühnen und muthigen Mann zu sehen. Aber, um Gotteswillen, was ist mit Ihrem Haar

geschehen? Ehe Sie den Thurm bestiegen, war es schwarz, nun ist es ganz grau geworden!"

Und so war es. In dem entsetzlichen Augenblicke, als ich hilflos hinabglitt, war mein Haar ergraut.

Und welche Ueberraschung wartete nun erst meiner! Als ich in mein Zimmer trat, begrüßte mich mein früherer Prinzipal. „Heim," sagte er, indem er mir die Hand entgegenstreckte, „ich habe Ihnen sehr unrecht gethan. Es wurde mir schwer, an Ihre Schuld zu glauben, aber die Umstände sprachen so sehr gegen Sie, daß ich mich dazu gezwungen sah. Ich habe die Münze gefunden, Heim; sie war in ein geheimes Fach des Pultes gefallen. — Können Sie mir vergeben, mein lieber, alter Freund?"

Mein Herz war zu voll zum Sprechen; ich drückte ihm schweigend die Hand. — „Ich will mein Unrecht gut zu machen versuchen; alle Welt soll wissen, daß ich Sie ungerecht beschuldigt habe; aber nicht allein durch Worte, sondern auch durch die That will ich es gut machen: Sie müssen Theilnehmer an meinem Geschäfte werden. Wenn Sie es mir abschlagen, muß ich denken, daß Sie mir nicht vergeben haben."

Ich schlug es nicht ab; im Gegentheile, ich nahm das wohlmeinende Anerbieten meines Freundes dankbar an, da ich wußte, daß dieses am schnellsten und sichersten mir meinen guten Namen wiedergeben werde und mich gegen alle böse Nachrede schützen könne.

Unverdienten Glückes habe ich mich seit jenes ereignißvollen Tages erfreuen dürfen. Aber

weder Glück noch Reichthum kann denselben aus meinem Gedächtnisse verwischen, noch meinen ergrauten Haaren seine frühere Farbe wiedergeben.

Halt aus, was immer kommen mag,
Trifft dich auch Unglück Schlag auf Schlag!
Halt tapfer aus, bleib wohlgemuth,
Wenn's dir auch noch so wehe thut!
Gedenke, daß dir Alles frommt,
Was aus der Hand des Höchsten kommt!
Wird eine Prüfung dir zutheil,
Er schickt sie nur zu deinem Heil.

12.

Das wiedergefundene Kind.

Fern von allem menschlichen Verkehre lebte in Mitten eines amerikanischen Urwaldes ein Farmer, der mit vieler Mühe in demselben eine Lichtung gehauen, ein Blockhaus gebaut und den Boden urbar gemacht hatte. Eine brave Ehefrau stand ihm zur Seite, welche seine Sorgen redlich theilte und aufrichtig bemüht war, ihm die Last des Lebens zu erleichtern und zu versüßen, soweit es unter solchen Umständen möglich war.

Das Ehepaar besaß nur ein einziges Kind, ein Mädchen von vier Jahren, das in dieser Waldeinsamkeit rein und unschuldig aufwuchs. Da in der ganzen Gegend weder Kirche noch Schule war, so sah sich das Kind ganz auf den mütterlichen Unterricht beschränkt, an dem es die brave Mutter wohl auch nicht fehlen ließ. Von früher

Kindheit an hauchte sie ihrem Töchterlein die Gesinnungen der Gottesliebe und Frömmigkeit ein, und die kleine Nelly nahm dieselben mit voller Empfänglichkeit in ihr Kindesherz auf und betete morgens und abends, fromm die Händchen faltend: „O heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein, zu jeder Stund', ich bitte dich, an Leib und Seel beschütze mich!"

Es war an einem herrlichen Sommertage. Der Farmer und seine Frau arbeiteten auf dem Felde, und Nelly, die sich ihnen wie gewöhnlich angeschlossen hatte, pflückte am Saume des Waldes Blumen und Kräuter, die sie ihren lieben Eltern bringen wollte. In ihrem Eifer drang sie immer tiefer in den Wald hinein, aus dessen sonnengrüner Tiefe eine Fülle von prachtvollen Blumen und seltsamen Pflanzen ihr entgegen leuchtete.

Hocherfreut eilte sie darauf los und pflückte mit vollen Händen, da plötzlich theilte sich das nahe Gebüsch und ein Indianer stürzte hervor, der das erschrockene Kind in seine starken Arme preßte und mit seiner Beute davoneilte. Nelly schrie zwar laut auf, aber die Rothhaut verstopfte ihr schnell den Mund und zwang sie so, zu schweigen.

Die erschrockenen Eltern, welche den Schrei gehört, eilten sogleich dem Walde zu, allein sie fanden von ihrer Nelly keine Spur, nur die Blumen, welche es im Schrecken hatte fallen lassen, fanden sie zerstreut. Sollte ihr armes Kind etwa hier geraubt worden sein? Kinderraub war ja in diesem Lande gar nichts Ungewöhnliches und

das zertretene Gras bestätigte vollends ihren Verdacht. Trostlos starrten sie eine Weile vor sich hin; dann aber rafften sie sich auf und durchstreiften den Wald nach allen Seiten, laut den Namen Nelly rufend; allein ihre Mühe war vergebens. Sie wiederholten zwar wieder und wieder ihr Suchen und Rufen, aber die Geraubte war nicht zu entdecken, sie war und blieb verschwunden. Das war ein tiefer Schlag, ein bitteres Weh, welches das Herz der armen Mutter kaum verwinden konnte. Ihr geliebtes, einziges Kind in den Händen einer wilden Indianerhorde zu wissen, was kann es Schrecklicheres für eine christliche Mutter geben?

Dieser quälende Gedanke ließ sie darum auch nie zur Ruhe kommen; sie betete unaufhörlich für ihr armes Töchterlein, weinte ihm die heißesten Thränen nach, und so oft Steppenjäger in ihre Gegend kamen, so bat sie dieselben, nach ihrem Kinde zu forschen; doch Keiner konnte das geraubte Mädchen auffinden, und das bange Sehnen der Mutter blieb Jahre lang unerfüllt.

So vergingen acht volle Jahre; da kam ein Jäger in ihre Gegend, welcher die Nachricht brachte, man habe Tags zuvor eine Rotte Indianer gefangen, in deren Händen sich viele weiße Kinder befänden. Da leuchtete ein Hoffnungsstrahl für die trauernden Eltern auf.

Noch an demselben Abend machte die Mutter sich auf den Weg nach der Stadt, in der die Rothhäute sammt den Kindern untergebracht waren, und erreichte nach unsäglichen Strapazen glücklich das Ziel. Wie pochte ihr Herz, als ihr die Kin-

der vorgeführt wurden. Mit einem großen angstbeklommenen Blicke überflog sie die Kinderschaar, aber das Gesicht ihrer Nelly entdeckte sie nicht. Sie rief ihren Namen; aber es erfolgte keine Antwort. Die armen Kinder waren ja ganz verwildert und hatten im langjährigen Umgange mit den Indianern sogar ihre Muttersprache vergessen.

Nelly hatte von Geburt an am Halse ein kleines Muttermal; darnach forschte nun die hocherregte Farmerin, und wirklich fand sie auch ein Mädchen, das an der Kehle ein braunes Mal hatte und ungefähr zwölf Jahre alt sein mochte; so alt war jetzt Nelly, denn acht Jahre waren seit ihrer Entführung bereits verlaufen. Sollte dieses Mädchen ihre Tochter sein? Im Drange ihres Herzens warf sich die arme Mutter auf die Kniee und betete laut: „O heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein!“ Weiter konnte sie aber nicht sprechen; die aus ihren Augen stürzenden Thränen hemmten ihre Stimme. Und siehe! bei diesen Worten dämmerte es plötzlich auf in der Erinnerung eines der Mädchen, es war ihm wie ein Traum aus längst vergessener Zeit, und ohne selbst es zu verstehen, was sie sagte, sprach sie plötzlich das Gebet ihrer Kindheit nach: „O heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein, zu jeder Stund', ich bitte dich, an Leib und Seel' beschütze mich!“

Ein lauter Aufschrei, und die Mutter hing am Halse ihres lang vermißten, für immer verloren geglaubten Kindes. Ja, das war Nelly's Stimme, das war das Gebet, welches sie als Kind so oft und so gerne gesprochen hatte. Der

heilige Schutzengel hat sie erhalten und in die Mutterarme zurückgeführt.

13.

Maria, Zuflucht der Sünder.

Alfred stand noch in den Jünglingsjahren, als seine Eltern in rascher Folge starben. Zu seinem künftigen Berufe hatte er die Cammeralwissenschaft gewählt und eine Hochschule bezogen, deren Sitz von seinem Wohnorte ziemlich weit entfernt lag. Er war mündig geworden; Niemand konnte seinem Willen Einhalt gebieten. So ergab er sich einem ausschweifenden Leben, zumal seine Vermögensverhältnisse sehr günstige waren. Seine Menschenwürde erniedrigte er vor Gott, vor sich selbst, vor allen Gutgesinnten und dennoch hielt er streng an einem äußeren Schein von Ehre, wie derselbe in gewissen gesellschaftlichen Kreisen zur Geltung kommt. Gern suchte er jede Gelegenheit auf, in Duellen Proben abzulegen von seiner Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, von seinem, wie er wähnte, hervorragenden Muth, mochte nun die ihm zugefügte Beleidigung von ihm selbst hervorgerufen, mochte sie noch so unbedeutend sein oder gar nur in seiner Einbildung liegen.

Solch eine unbedeutende Beleidigung, welche ein Studiengenosse gegen ihn verschuldet hatte, veranlaßte eine Herausforderung zum Zweikampfe

auf Pistolen. Als Beleidigter hatte Alfred den ersten Schuß. Er zielte so gut, daß der Gegner todt zu Boden fiel. So war der Unglückliche also zum Mörder geworden. Er stellte sich vor Gericht und ward zu mehrmonatlicher strenger Festungshaft verurtheilt; freilich eine himmelschreiend geringe Strafe für ein solches Verbrechen!

Während seiner Strafzeit war der Verhaftete von allen weltlichen Zerstreuungen fern gehalten. Langeweile nöthigte ihn, seinen Studien obzuliegen, was er denn auch mit Eifer that. Nach wieder erlangter Freiheit war er stiller, ernster geworden. Seine frühere Lebensweise gab er zwar nicht gänzlich auf, aber dessen ungeachtet widmete er viele Zeit der gründlichen Vorbereitung auf die demnächstige Prüfung. Alfred war geistig begabt, er bestand die vorgeschriebene Prüfung mit Auszeichnung, durchwanderte rasch die Kreise des untergeordneten Finanzdienstes und wurde bereits nach acht Jahren zum Rentbeamten in einem bayerischen Landstädtchen befördert.

Seit seinen Universitätsjahren hatte Alfred in größeren Städten gelebt; das Gewissen, welches allmählig in ihm wach geworden, hatte er bald in angestrengten Berufsarbeiten, bald im Taumel der Vergnügungen zu übertäuben verstanden. Anders gestaltete sich die Lage in seinem jetzigen Landaufenthalte. Seine Amtsgeschäfte ließen ihm viel freie Zeit, zwischen ihm und den wenigen Gebildeten des Städtchens kam es nie zu freundschaftlichen Beziehungen, vielmehr schien ihm, daß sich diese Wenigen von ihm zurückzogen. Das

Maß der ihm gebotenen anständigen Vergnügungen war deshalb kärglich. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellten sich körperliche Leiden, die Folgen seiner früheren Ausschweifungen. Alles dieses, wie auch das vorgerücktere Alter trug dazu bei, daß sein Gewissen mehr und mehr erwachte und ihm immer häufiger die bittersten Vorwürfe machte wegen des von ihm verübten Mordes. In schlaflosen Nächten glaubte er den von ihm Erschossenen vor sich zu sehen mit bleichem Angesichte, wie er drohend die fleischlose Hand gegen ihn ausstreckte.

Seit seinen Universitätsjahren hatte er kein Gebet mehr verrichtet, keinen Gottesdienst besucht und die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen. Hätte er ja, wenn er das hätte thun wollen, seinem sittenlosen Leben entsagen müssen! Aber dazu entschloß er sich nicht. Das ist ja so oft die traurige Ursache, warum Manche von Gebet und Kirchenbesuch, von Beicht und Communion ablassen, weil sie von ihren Sünden nicht abstehen wollen, und eben in Folge dessen versinken dann die Unglücklichen tiefer und tiefer in Sünde und Verkehrtheit. — So auch Alfred. Immer mehr ergab er sich dem Lasterleben hin und verschwendete dabei sein Geld auf die sinnloseste Weise. Ja, nur zwei Jahre währte es, da war sein ansehnliches Vermögen verpraßt, sein Gehalt mit Schulden belastet. Drängende Gläubiger zu befriedigen, griff er, und zwar immer auf's Neue in die Amtskasse, und, um seine Unterschlagungen zu verschleiern, ging er selbst zur Fälschung seiner Kassabücher über.

Eines Tages brachte ihm der Postbote einen Brief aus der Kreishauptstadt, dem Sitze der Regierung. Der anonyme Briefschreiber zeigte kurz an, daß nächster Tage ein Regierungs-Commissär erscheinen und das Rentamt visitiren würde. Alfred möge auf seiner Hut sein.

Der Verbrecher erbleichte. Daß seine Veruntreuungen im Amte trotz aller schlauen Verschleierung früher oder später an den Tag kommen müßten, darüber hatte er nie einen Zweifel gehegt. Für den Fall der Entdeckung aber hatte er längst den Entschluß gefaßt, zu einem Mittel zu greifen, zu dem nur ungläubige und sittlich verkommene Menschen sich mit Ueberlegung entschließen können, zum Selbstmorde nämlich. Mit diesem Verbrechen sollte denn auch und zwar noch heute sein ruchloses Leben beschlossen werden. Nur wollte er zuvor noch einige Privatverhältnisse ordnen und einige Briefe vernichten. Er verfügte sich deshalb in sein Schlafzimmer, in welchem er seine Papiere aufbewahrte, und begann mit ihrer Sichtung.

Während dieser Beschäftigung fiel ihm ein mit Bindfaden umwickeltes Packet in die Hand. Er entfernte die Schnur, entfaltete den Papierumschlag und was kam zum Vorschein? Briefe seiner gottesfürchtigen und rechtschaffenen Eltern, welche ihm, während er noch an dem von ihrem Wohnorte entfernten Gymnasium weilte, so oft zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt hatten. Und ach! er, der ungerathene Sohn, hatte diese Ermahnungen nicht befolgt, hatte durch seinen ärgerlichen Lebenswandel vielleicht dazu beige-

tragen, die Eltern vor der Zeit in's Grab zu bringen! Was war nun aus ihm geworden? Ein Verworfener, welcher sich selbst verachtete und jetzt sich das Leben nehmen wollte, um der öffentlichen Schande zu entgehen.

Wehmüthige Gefühle stiegen in ihm auf, Thränen füllten seine Augen. Unwillkürlich griff er nach einem Briefe. Aus demselben fiel eine Münze auf den Boden. Er hob dieselbe auf und hielt eine Muttergottes-Medaille in der Hand. Alfred erinnerte sich genau, daß seine Mutter kurz nach ihrer Rückkehr von einer auswärtigen Wallfahrt ihn diese Medaille geschickt hatte. In dem mitgesandten Briefe, welchen er jetzt las, hatte ihn die Mutter gebeten, diese Medaille stets auf der Brust zu tragen und täglich mindestens ein Vater unser und Gegrüßet seist du Maria zu beten, um sich der Fürbitte und dem Schutze Mariä zu empfehlen. Alfred kam es nunmehr deutlich in den Sinn. Solches zu thun hatte er der Mutter wohl versprochen, aber ach, keinen Tag sein Versprechen gehalten! Krampfhaft preßte er jetzt die Medaille an seine Lippen.

Gegenüber dem Rentamtsgebäude stand die Pfarrkirche. Alfred hatte es in seiner Aufregung nicht beachtet, daß gerade die nachmittägige Marienandacht gehalten wurde, wie sie während des Maimonats stattfand. Plötzlich drang Gesang mit Orgelbegleitung an sein Ohr. Er trat an ein Fenster und öffnete einen Flügel halb. Von einzelnen Sangesstimmen tönten die Worte herüber: „Maria, Zuflucht der Sünder!" Der Chor antwortete: „Bitte für uns!" — Da sank Alfred

unwillkürlich auf die Kniee und nach langer, langer Zeit zum erstenmale wieder betete er und flehte zu Maria: „Maria, du Zuflucht der Sünder, bitte für mich!" Er verharrte so lange in der knieenden Stellung, bis der Gottesdienst zu Ende ging, und der Priester den heiligen Segen sang. Da bekreuzte sich Alfred und schlug reuig an die Brust.

Nachdem er den Pfarrer die Kirche hatte verlassen sehen, schloß Alfred seine Papiere ein und ging zum Pfarrhofe. Der Pfarrer war einst am Gymnasium Alfreds Mitschüler gewesen. Die beiden Studiengenossen hatten sich aber, seitdem sie in demselben Städtchen lebten, gegenseitig nur ein einziges Mal besucht und dann nur bei zufälligen Begegnungen gesprochen. Der Pfarrer war eben nach Hause gekommen und fragte ganz erstaunt: „Alfred, was führt Dich zu mir!"

„Ich will beichten und zwar sogleich beichten!" sagte Alfred mit thränenerstickter Stimme, die Augen zu Boden senkend.

„So komm' mit in die Kirche," versetzte der Seelsorger theilnahmsvoll. „Gott segne Dich ob Deines guten Entschlusses!"

Beide gingen zur Kirche. Alfred kniete in den Beichtstuhl und bekannte seine Sünden. Das Duell gehört zu den reservirten Sünden, von welchen der gewöhnliche Beichtvater ohne besondere höhere Vollmacht nicht lossprechen kann. So konnte die Beicht nur eine vorbereitende sein, bis die nöthige Vollmacht zur Lossprechung erfolgte.

An demselben Abend verbreitete sich in dem Städtchen das Gerücht, der Rentbeamte habe sich

wegen Veruntreuung von Geldern selbst vor Gericht gestellt und sei in Haft genommen worden. Vorübergehende hatten seine Verbringung in's Gefängniß beobachtet. Noch in derselben Nacht traf der Regierungscommissär ein. Vom folgenden Tage an ward Alfred täglich zweimal in einer geschlossenen Kutsche vom Gefängnisse zum Rentamte gebracht, um sich wegen seinen verbrecherischen Handlungen zu verantworten. Wenige bedauerten ihn, die Meisten sagten: „Gottlob, daß dieser ehrvergessene Verschwender, dieser herzlose Beamte nicht verheirathet ist und also nicht Frau und Kinder mit sich in's Verderben stürzen kann!"

Der mitleidige Pfarrer wollte des Gefangenen Elend erleichtern, wollte ihm ein besseres Lager und bessere Kost in's Gefängniß bringen lassen. Jedoch das Gesetz gestattete solche Erleichterung nicht. Der Priester durfte den Gefangenen nur besuchen, ihn trösten und auf seinen besonderen Wunsch eine kleine Statue der Gottesmutter mit dem Jesukinde in seine Zelle aufstellen lassen.

In etwa vierzehn Tagen war die Visitation beendigt und durch Zusammenstellung der einzelnen Posten die Summe genau bestimmt, um welche Alfred den Staat betrogen hatte. Durch Alfreds unumwundene Geständnisse war die Arbeit des Visitators sehr erleichtert und abgekürzt worden. Der Commissär kehrte an den Sitz der Regierung zurück, und die gerichtliche Untersuchung nahm von da an einen ruhigern Verlauf, so daß Alfred nicht mehr das Gefängniß zu verlassen brauchte und nur selten zum Verhör kam.

Das einförmige Leben im Kerker wirkte heilsam auf den Gefangenen ein. Waren auch die ihm immer mehr einleuchtende Größe seiner Schuld und deren unausbleibliche Folgen für seine Zukunft wohl geeignet, ihn niederzubeugen, so hielt kraft der in ihm wirksam gewordenen göttlichen Gnade das Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes ihn aufrecht. Eines Tages sprach er sich beim Besuche des Pfarrers mit folgenden rührenden Worten darüber aus: „Ich hoffe, daß Gott mich wegen meiner Sünden nicht ewig verwerfen wird. Seitdem ich häufig mit Inbrunst und Reue auf die mir durch Deine Güte verschaffte Statue der lieben Gottesmutter mit dem holden Jesukinde schaue, schwindet immer mehr das schreckhafte Bild des von mir Gemordeten aus meiner Seele. Es wird friedlicher in meinem Herzen, und es erquickt und stärkt mich wieder der ruhige Schlaf, der mich früher Jahre lang geflohen hatte."

Eines Abends kam der Pfarrer voll freudiger Erregung in's Gefängniß. „Alfred", begann er, „bereite Dich vor, Morgen früh zu beichten und das heiligste Altarssakrament zu empfangen! Ich habe heute die bischöfliche Vollmacht zu deiner Lossprechung erhalten!"

Mit unverkennbaren Zeichen tiefer Reue und inniger Andacht beichtete Alfred am folgenden Tage und empfing die hl. Communion. „Ach!" rief er gerührt aus, „Freude und Friede sind in meine Seele eingekehrt, seitdem mein Heiland in ihr Wohnung genommen hat. Wie traurig, daß ich fast mein ganzes Leben hindurch von diesen

heiligen Tröstungen mich ferne hielt! Ruhig und gottergeben sehe ich jetzt meiner Verweisung vor das Schwurgericht und meiner Verurtheilung entgegen!"

Doch der gütige Gott wollte ihn vor dieser harten Demüthigung bewahren. Nach wenigen Tagen erkrankte Alfred, wohl in Folge der geistigen und körperlichen Aufregungen der letzten Wochen. Noch bevor er sich vor seinem irdischen Richter zu verantworten hatte, rief ihn der Herr vor seinen Richterstuhl. Nachdem Alfred mit den heiligen Sterbsakramenten versehen worden war, schied er aus diesem Leben, voll der tiefsten Zerknirschung und voll des Gottvertrauens, den Rosenkranz in der Hand. Die Himmelskönigin Maria, zu welcher er als Sünder seine Zuflucht genommen, verließ ihn in seiner letzten Stunde nicht.

Liebste Mutter, wir sind Dein,
Gib uns, ewig Dein zu sein;
Schreib uns Alle Deinem Herzen
Unauslöschlich ein!
Du warst uns zu aller Zeit
Ursach unsrer Fröhlichkeit,
Sei es bis zum Lebensende
Und in Ewigkeit.

(Altes Kirchenlied.)

14.
Eine Gottescur.

An einem stürmischen Winterabende waren die Fenster eines prächtigen Hauses in einer deutschen Großstadt glänzend erleuchtet. Elegante Equipagen brachten eine Menge geputzter Gäste, denn der reiche Kaufherr gab heute ein glänzendes Fest. Der Gastgeber hatte weder Kosten noch Mühe gescheut, um den Gästen etwas ganz Außerordentliches zu bieten. Mit feenhaftem Luxus war der Festsaal geschmückt, herrliche Statuetten von Marmor und Bronce, Zierrathen von Elfenbein und Alabaster prangten auf Tischen und Postamenten, und kostbare Teppiche, schwere seidene Vorhänge, Alles strahlte zauberhaft in der brillantesten Beleuchtung dem Auge entgegen. Ein Wald von einheimischen und ausländischen Gewächsen und Berge von Blumen erhöhten noch die fast märchenhafte Pracht, in der sich die Elite der vornehmen Gesellschaft bewegte. Man sah es den Anwesenden aber auch an, daß sie sich's zur hohen Ehre rechneten, der Einladung des reichen Kaufherrn zu folgen. Er selbst, der stolze und sonst unzugängliche Mann, rieb sich vergnügt die Hände, gewahrte er ja mit hoher Befriedigung die überraschten Mienen der die Festräume durchwandelnden Gäste.

Er stand bereits in ziemlich vorgerücktem Alter. Seine Gattin war längst gestorben, und er besaß nur ein einziges Kind, eine Tochter, zu deren achtzehnten Geburtstagsfeier er eben jenes glänzende

Fest veranstaltet hatte. Sie war der Stolz und die Freude seines Lebens. Für sie häufte er Reichthum und Schätze auf, in ihrer Gegenwart glättete sich sein sonst so ernstes, strenges Antlitz zum freundlichsten Lächeln. Rosa war aber auch wirklich ein seltenes Wesen: auf dem kindlich heiteren Antlitz ruhte ein Ausdruck sinnenden Ernstes und entschiedener Willenskraft, welche ahnen ließen, daß in dem zarten Körper ein starker Geist wohne.

Ihr Vater war nur dem Namen nach Katholik, längst hatte er jede religiöse Gesinnung über Bord geworfen, ihm waren Reichthum und Ansehen die höchsten Güter des Lebens. In dieser Sphäre war Rosa herangewachsen, zwar umgeben von Allem, was nach gewöhnlicher Auffassung das Leben angenehm macht, aber leer an Glauben und Bethätigung der Religion. Was sollte bei einer solchen Erziehung aus dem schönen, reichbegabten Kinde werden?

Als Rosa vierzehn Jahre zählte, faßte ihr Vater plötzlich den Entschluß, sie zur weiteren Ausbildung einige Jahre einer klösterlichen Erziehungsanstalt anzuvertrauen. Denjenigen, welche ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, erwiderte er: „Meine Tochter soll nebst anderen Kenntnissen auch Achtung und Verehrung gegen ihren Vater lernen, deshalb habe ich sie in ein klösterliches Institut gebracht, wo ja der Gehorsam vor Allem gelehrt wird."

Die frommen Klosterfrauen lösten mit Gottes Hilfe die ihnen gestellte Aufgabe auf das Glänzendste. Als Rosa nach drei Jahren das Institut

verließ, war sie mit den schönsten Gaben des Geistes und Körpers ausgerüstet. Mit gerechtem Stolze blickte der Vater auf sein Kind, als er sah, wie anmuthig und sicher es sich in der vornehmen Gesellschaft bewegte. Er machte bereits die weitgehendsten Pläne zu einer glänzenden Verbindung seines Lieblings. Gerade bei dem heutigen Feste wollte er zu erforschen suchen, wie hoch er seine Erwartungen spannen dürfe, deßhalb hatte er denn auch Alles aufgeboten, den ganzen Glanz und Schimmer seines Hauses zur Schau zu stellen.

In sehr vorgerückter Stunde verließen die letzten Gäste das Haus, nicht ohne zuvor dem Gastgeber in den schmeichelhaftesten Worten für die genossenen Freuden zu danken. Dieser aber lächelte befriedigt, denn er hatte wahrgenommen, daß sein schönes Kind im Sturme alle Herzen eroberte.

Am nächsten Morgen hatte der Schnee sein dichtes Leichentuch über die Erde gebreitet und noch immer wirbelte er schwere Flocken nieder. Da öffnete sich leise eine Seitenthüre des prächtigen Kaufmannshauses und eine leichte Gestalt schlüpfte hinaus und die noch menschenleere breite Straße hinab. Es ist Rosa, welche in die benachbarte Kirche zur Frühmesse eilt, trotzdem sie erst spät ihr Lager aufgesucht hatte. Als ihr Vater im Laufe des Morgens ihr Zimmer betrat, fand er sie zu seinem Erstaunen emsig mit einer gewöhnlichen groben Näharbeit beschäftigt. Sie schien seine mißvergnügten Blicke nicht zu bemerken, als er sie bei dieser Arbeit überraschte, und begrüßte ihn mit kindlicher Unbefangenheit.

„Womit beschäftigt sich mein Kind da so emsig?“ fragte er in gar sanftem Tone. Leichte Röthe überflog die feinen, bleichen Züge des jungen Mädchens, als es etwas zögernd erwiderte: „Das wird ein Kleidchen für Anna, das Töchterchen des armen Michel, welcher schon so lange krank ist. Bei der großen Kälte thut dem schwächlichen Kinde eine warme Bekleidung noth und die Leute sind so arm.“

Sirnrunzelnd erwiderte der Vater: „Ist es aber nöthig, daß Du eigenhändig dieses Kleidungsstück verfertigest? Konntest Du das nicht durch eine Näherin besorgen lassen? Uebrigens muß ich Dir sagen, daß ich eine derartige Beschäftigung gar nicht passend finde für eine Dame Deines Standes. Was würden unsere Bekannten dazu sagen? Meinetwegen sticke, male, singe, musicire, oder thue, was Dir sonst beliebt, nur beschäftige Dich mit Deines Standes würdigen Arbeiten.“

Heiße Röthe überzog Rosa's Antlitz; sie war ja nicht gewohnt, aus des Vaters Mund tadelnde Worte zu vernehmen und dann war es ja doch ein gutes Werk, und sie hatte sich so gefreut über diese Arbeit, die erste, welche sie selbstständig verfertigte. Dies dauerte jedoch nur einen Augenblick, dann blickte sie ruhig, aber verwundert zu dem Vater auf und erwiderte: „Zürne mir nicht, Väterchen, ich glaubte, mein Geschenk habe größeren Werth für die armen Leute, wenn ich es selbst verfertigte. Du glaubst gar nicht, wie eine solche Aufmerksamkeit die Herzen gewinnt.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Kaufherr, dann aber plötzlich ablenkend, fragte er heiter: „Nun, mein Kind, was sagst Du zu dem gestrigen Feste? Ich meinestheils war sehr befriedigt.“

„O lieber Vater, es war wirklich schön gestern Abend; aber ich mußte wirklich unwillkürlich daran denken, wie viele arme Leute während dieser Zeit Hunger litten, den wir ihnen hätten stillen können.“

„Das fehlte noch, daß wir uns mit solchen trübseligen Erwägungen eine erlaubte Freude stören sollten!“ versetzte jener unmuthig und verließ das Zimmer, um sich in sein Comptoir zu begeben. Rosa stützte sinnend das Haupt in die Hand. Es waren ernste Gedanken, welche an ihrem Geiste vorüberzogen. Gewiß, in den Augen der Welt war sie ein vom Glück begünstigtes Wesen, dem Alles zu Gebote stand, was das Leben Angenehmes bieten kann. Dies war nicht zu verkennen, aber es drängte sich auch ihrem Herzen mächtig der Gedanke auf, daß Alle jene, denen der Himmel Reichthum verliehen, wenigstens einen Theil desselben zur Hilfeleistung der Armen zu verwenden die Pflicht haben, und daß sie nur Verwalter der Güter sind und dereinst Rechenschaft darüber geben müssen, wie sie dieselben verwaltet haben, ob sie die Güter der Erde selbst aufgezehrt oder in Thorheit und sträflichem Genusse vergeudet oder den Armen davon mitgetheilt. Das fromme Kind fühlte dabei schmerzlich, wie weit entfernt ihr Vater von solcher Gesinnung war, aber mit dem leichten Sinne der Jugend redete sie sich bald ein, daß es ihr gelingen werde, den Vater umzustimmen. Hatte er

ihr denn je einen Wunsch versagt? So leicht aber, wie sie sich einbildete, ging diese Sinnesänderung des Vaters nicht von statten. Gott mußte erst noch eine schmerzliche Cur, so eine Art Operation auf Leben und Tod, am Herzen desselben vornehmen.

In seinem Comptoir ging der reiche Kaufherr mit großen Schritten auf und ab. „Ist ein prächtiges Mädchen, meine Rosa," murmelte er, „aber die überfrommen Klosterfrauen haben ihr verrückte Ideen in den Kopf gesetzt. Welch ein Einfall, für das Bettelvolk eigenhändig Kleider zu nähen! Ich werde ihr aber diese Flausen schon auszutreiben suchen!"

Die nächste Zeit brachte indessen Ereignisse, welche ihm gar nicht Zeit ließen, sich um die Beschäftigung seiner Tochter zu kümmern. An ein und demselben Tage lief nämlich die Nachricht ein von dem Untergange eines ihm gehörigen Handelsschiffes und dem Falliment eines Londoner Bankhauses, wobei Hunderttausende auf dem Spiele standen.

Das war ein harter Schlag für den stolzen Kaufmann, dem das Glück stets ein so rosiges Gesicht gezeigt hatte!

Seine Tochter bemerkte wohl die Wolken ernster Sorge auf ihres Vaters Stirne, aber sie hatte keine Ahnung von der wirklichen Sachlage. Wer beschreibt daher ihr Entsetzen, als sie eines Morgens, beunruhigt durch sein Nichterscheinen beim Frühstücke, sein Schlafzimmer betrat und ihn bewußtlos am Boden liegend fand! Eine

dünne Schnur um seinen Hals, welche zerrissen war, verrieth ihr eine schreckliche That.

Mit einem lauten Weheruf stürzte Rosa neben dem Vater auf die Kniee. „Herr, nimm mein Leben! Ich opfere es Dir auf, aber rette seine Seele!“ so schluchzte sie im tiefsten Schmerze. Doch horch, er athmet noch, das Schrecklichste ist noch nicht eingetroffen, der Selbstmord nicht gelungen!

Mit der größten Aufopferung pflegte Rosa den Vater in der nun folgenden langwierigen Krankheit. Während dieser Zeit vernahm sie den traurigen Wechsel ihrer Verhältnisse. Der Fall des Londoner Bankhauses hatte viele kleinere Firmen in Mitleidenschaft gezogen; trotzdem hätte der Vater sich halten können, aber ein Unglück kommt selten allein. An eienm stürmischen Abend brach plötzlich in dem großen Waarenmagazine Feuer aus, welches das Haus zerstörte und die reichen Vorräthe fast sämmtlich verzehrte. Der Verlust war ein ungeheuerer, die Versicherungssumme dagegen unbedeutend im Vergleiche zu dem angerichteten Schaden. Dieser Wechsel der Verhältnisse kam so rasch und unerwartet, daß der Kaufherr sich oft verwirrt fragte, ob das Ganze etwa ein ängstigender Traum sei.

Als er aber dann zum erstenmale in seinem Leben sich außer Stande sah, seine eingegangenen Verbindlichkeiten zu lösen, glaubte er, die Schmach nicht überleben zu können und legte frevelhaft Hand an sein Leben. Doch noch einmal hatte Gott Gnade mit ihm, so daß er nicht dem ewigen Verderben anheim fiel.

Als er endlich nach langen Wochen, in denen sein Geist fast umnachtet war, die schreckliche Thatsache ganz zu fassen vermochte, daß er aus einem Millionär ein armer Mann geworden war, dem nunmehr kaum so viel blieb, um sein Leben zu fristen, rang er verzweiflungsvoll die Hände und haderte mit Gott und den Menschen.

Rosa suchte ihn auf alle mögliche Weise zu trösten und zu beruhigen, aber ihre Trostgründe prallten wirkungslos ab. Im Glück hatte er Gott vergessen, jetzt, im Unglück, vermochte der Gedanke an Gott ihm keinen Trost zu spenden.

Die Lage der armen Rosa war sehr traurig, aber sie hatte keinen Gedanken, als an den Seelenzustand ihres Vaters. Wie schrecklich, wenn er so gestorben wäre!

Eines Tages, als er, in dumpfes Brüten versunken, vor sich hinstarrte, sprach Rosa liebreich: „Sei nicht so traurig, lieber Vater, denn sind wir auch nicht mehr reich, so haben wir doch alle Verbindlichkeiten lösen können; Niemand ist durch Dich zu Schaden gekommen, und ich werde arbeiten, um Dir die gewohnten Annehmlichkeiten zu verschaffen."

„Du mein Kind, wolltest arbeiten für Andere, für Geld!" stöhnte er und verhüllte sein Angesicht. „Nimmermehr, lieber will ich verhungern, als daß ich das zulasse!"

Rosa schwieg, um den Kranken nicht noch mehr aufzuregen.

Ein Jahr darauf finden wir Rosa mit ihrem Vater in einer bescheidenen, aber sauberen Wohn-

ung. Der Kaufherr ist sehr gealtert und sieht recht hinfällig aus. Rosa ist emsig mit einer Stickerei beschäftigt. Sie muß recht fleißig sein, denn das Wenige, was ihnen geblieben ist, reicht bei Weitem nicht hin, ihren Unterhalt zu bestreiten. Um den Vater nicht zu betrüben, erhält sie ihn in der angenehmen Täuschung, als arbeite sie nur zum Zeitvertreib, doch manche Nacht versagt sie sich den nöthigen Schlaf, um eine aufgetragene Arbeit zu vollenden. Ihre feinen Züge tragen den Stempel tiefen Seelenleidens, welches auch sehr nachtheilig auf den Körper wirkt. Ihr Antlitz ist sehr bleich, und nur zuweilen steigt eine verrätherische Röthe in die blassen Wangen. Dann preßt sie, wie in plötzlichem Schmerzgefühle, die Hand auf die Brust.

Die lange Krankheit ihres Vaters, die Sorgen und Nachtwachen, noch vielmehr aber sein Seelenzustand nagten an ihrer Gesundheit und bedrohten das junge Leben. Ihre liebevollsten Bitten und Vorstellungen hatten den harten Mann bis jetzt noch nicht vermocht, Frieden mit Gott und seinem Gewissen zu schließen. Doch sie verzagte deshalb nicht, sondern mit kindlichem Vertrauen schaute sie in die Zukunft.

„Sie sollten nicht so angestrengt arbeiten, mein Fräulein“, sprach einige Zeit später der Arzt zu Rosa, als er wie gewöhnlich ihren Vater besuchte und sorgenvoll in das Antlitz des jungen Mädchens blickte. Ein bittender Blick Rosa's veranlaßte ihn, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er war ein alter Freund ihres Vaters und wußte in vollstem Maße Rosa's kindliche

Liebe und Aufopferung zu würdigen. Um so mehr schmerzte es ihn, dieses seltene Wesen langsam hinwelken zu sehen . . . .

Es ist Frühling; die Natur prangt im reichsten Blüthenschmucke und der Sonnenstrahl überzieht mit flüssigem Golde Wald und Flur. An dem geöffneten Fenster, auf Kissen gestützt, ruht Rosa. Mit Wohlbehagen athmet sie die würzige Frühlingsluft. Ahnt sie etwa, wie bald sie von all dieser Herrlichkeit scheiden muß? Man sollte es fast glauben, wenn man den wehmüthigen ernsten Blick gewahrt, mit welchem sie in die lachende Frühlingslandschaft schaut.

Die alte Dienerin trippelt geschäftig umher und der Kaufherr kehrt von einem Spaziergang durch den Garten in's Haus zurück. Sein Aussehen hat sich gebessert und sein Gang erinnert wieder an die frühere Kraft, wenn auch sein Haar in der kurzen Zeit schneeweiß geworden ist. Er küßt seine Tochter zärtlich und fragt nach ihrem Befinden, offenbar hat er keine Ahnung von ihrem Zustande. Es beherrschte ihn fast gänzlich das Gefühl der Freude über die Nachricht, daß eine Summe von einigen Tausend Thalern aus der Fallitmasse des Londoner Bankhauses gerettet worden ist. „So kann er also wieder sorgenfrei leben!" flüsterte Rosa mit einem Dankesblick nach oben.

Ihr Vater war nun auch ganz wieder der Alte: er erging sich in den weitgehendsten Plänen, wie er sich und seiner Tochter fortan das Leben verschönern könne. An sein Seelenheil dachte er nicht im Entferntesten. Die wiedereröffnete Aus-

sicht auf Erdenglück hatte das Eine Nothwendige abermals in den Hintergrund gedrängt. O wie das Rosa betrübte! Eines Tages fragte sie mit tiefer Innigkeit in Ton und Blick: „Lieber Vater, möchtest Du mir wohl einen Wunsch erfüllen, der mir sehr am Herzen liegt?“

„Sprich, was wünschest Du, Kind?“

„Sieh, lieber Vater, ich glaube, wir müssen bald von einander scheiden, aber über eine kurze Spanne Zeit werden wir uns wiedersehen. Da wünschest Du doch gewiß nicht, daß wir in der Ewigkeit getrennt sind. Deshalb bitte ich Dich, halte Einkehr in Dein Inneres und versöhne Dich mit Gott, dann will ich mit Freuden sterben und Dich dort oben voll froher Hoffnung erwarten.“

„Was, Du wolltest sterben und mich allein zurücklassen? Und das jetzt, wo wir wieder sorgenfrei leben können? Schweig', Kind, Du redest im Fieber. Ich soll mich mit Gott versöhnen, sagst Du, und er will Dich mir nehmen! Ich soll einsam und allein durch's Leben wandeln: Wer gibt mir Gewißheit, daß nach dem Tode ein anderes Leben folgt?“ So jammerte er, verhüllte sein Angesicht und begann laut zu weinen. Rosa preßte ihr kleines Kreuz an die Brust und seufzte tief.

Eine Woche war seit dieser Unterredung verflossen. Das Stübchen war in eine Kapelle umgewandelt, denn der Heiland sollte dort einkehren, um eine scheidende Seele für die Reise in die Ewigkeit zu stärken.

In stumpfer Gefühllosigkeit lehnte der gottentfremdete Mann am Ruhebette. Die letzten

Tage hatten ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß der Tod mit schnellen Schritten seinem einzigen Kinde nahte. Was in seinem Inneren vorging, konnte Niemand errathen; daß es dort gewaltig arbeitete, suchte er nach Kräften zu verbergen. Fast noch bleicher als die Lilien auf dem kleinen Altare lag Rosa auf dem schneeweißen Bette. Ihre matten Blicke ruhten mit schmerzlicher Spannung auf dem Vater, während sie der Ankunft des Heilandes entgegenharrte. Horch! Jetzt ertönt der Klang eines Glöckleins, der Priester naht mit dem heiligsten Sakramente, die Umstehenden sinken in die Kniee, nur der Vater mit dem harten Herzen bleibt stehen, seine Kniee sind steif und gelähmt und wollen sich nicht beugen vor dem in Brodsgestalt verborgenen Gott. Doch das dauert nur einen Augenblick. Wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, sinkt er plötzlich auf die Kniee, die harte Rinde seines Herzens ist endlich geborsten.

War es ein Schimmer überirdischen Lichtes, welcher in diesem Augenblicke Rosa's bleiches Antlitz verklärte? „Jetzt will ich gern sterben, denn mein heißester Wunsch ist erfüllt!“ flüsterte sie mit glücklichem Lächeln.

Der Priester hatte sich entfernt und die Umstehenden hatten sich bescheiden zurückgezogen. Der so plötzlich Umgewandelte kniete noch immer am Sterbelager seines Kindes und bedeckte sein Antlitz mit den Händen, denn zu sprechen vermochte er nicht.

Als Rosa's bereits erkaltende Hand sein Haupt berührte, schrack er zusammen und blickte in das

theuere Antlitz, das bereits die Schatten des Todes überzogen. „Wenn Du beim lieben Gott bist, mein Kind, dann bete für Deinen armen Vater!“ preßte er mühsam hervor. Als Antwort drückte Rosa das kleine Kreuz an seine Lippen. Noch einen Blick, und ihre Augen schlossen sich zum ewigen Schlummer.

Reumüthig schloß der seines Liebsten auf Erden beraubte Vater seine Rechnung mit Gott alsbald ab. Er wurde in der Folge das Muster eines wahren Christen. Gott schenkte ihm noch einige Lebensjahre, die er treu benützte.

Jedes Jahr am Allerseelentage sah man ihn in frommem Gebete auf dem Friedhofe vor einem Grabhügel knieen, den er mit frischen Blumen und Lichtern geschmückt. Aber seine Andacht beschränkte sich darauf nicht. Am Morgen jenes Tages beichtete er, wie auch sonst noch öfter während des Jahres. Wenn man mit ihm von Rosa sprach, pflegte er mit Thränen in den Augen zu sagen: „Ach, sie war einer jener milden Engel, die Gott bisweilen den Familien schenkt, um die Herzen an sich zu ziehen. Ich weiß es nicht, soll ich für sie beten, oder zu ihr beten.“

Kurz ist die Lust, schnell flieht die Zeit,
Vergänglich sind die Freuden;
Lang, endlos ist die Ewigkeit,
Und immer währt ihr Leiden.
O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Auf ewig sein verloren!
O Last, o Unerträglichkeit!
O besser nie geboren!

15.

Das Licht im Fenster.

„Ich will das Licht im Fenster brennen lassen, bis Du heim kommst, Emil.“

„Thu's nicht, Mutter, es dürfte spät werden,“ entgegnete der junge Mann und trat mit einer gewissen Unentschlossenheit unter die Thüre.

„Doch, das Gäßchen ist finster, und der Stumpen Licht wäre schlecht gespart, wenn Du vielleicht fielest. Merke also, ich werde das Licht brennen lassen, bis Du zurück kommst.“

Es war eine gesunde, kräftige Schottin, die, während sie mit dem Sohne sprach, emsig zu bügeln fortfuhr und die fertige Wäsche, weiß wie frischgefallener Schnee, in einen großen Korb neben sich legte. Im Zimmer befanden sich noch vier Kinder, zu jung, um etwas zu verdienen. Emil aber zählte achtzehn Jahre und war ein hübscher, lebensfroher Bursche. „Wenn er nur ernster und gesetzter wäre!“ seufzte die Mutter oft: er aber beachtete den stillen Kummer der Mutter nicht. Tag für Tag lungerte er mit anderen Jungen am Strande herum, erwartete die ankommenden Boote, oder warf Steine in's Wasser, auf daß des Dorfes vierbeiniger Liebling, der große Neufundländer „Sultan“, sie apportirte. All das sei nichts Schlimmes, meinte die Mutter, Abends aber gestaltete sich der Dinge Gang anders, und mit klopfendem Herzen lauschte die ehrbare Wittwe den Schritten ihres Sohnes, weil sie stets fürchtete, er möchte einmal, gleich den

Söhnen des Gutsherrn zu viel trinken. Als sie aber an diesem Abend Emil so jugendfrisch und blühend unter der Thüre stehen sah, erleichterte sich ihr Herz und die gute Frau flüsterte vertrauend: „Eines Tages wird er gewiß zur Einsicht kommen und mir bei der Erziehung der Kinder eine Stütze sein.“

Und so bügelte sie fort, bis ihr Tagwerk vollendet war, und stellte dann das Licht in's Fenster, auf daß es dem Sohne den dunklen Pfad der Heimkehr erhelle. — Die Kerze brannte ab und erlosch flackernd, aber kein Emil erschien auf der Schwelle des bescheidenen Hüttchens: Emil Cameron, so hieß die Familie, war durchgegangen, kein Mensch wußte, wohin.

Das Leben zu Hause erschien ihm zu hart, der Mutter wachsames Auge ärgerte ihn, und so verließ er das heimathliche Dach, um seinem eigenen Willen zu folgen, seinen Weg zu gehen; nie aber vermochte er sich die Worte aus dem Sinne zu schlagen: „Ich werde das Licht brennen lassen, bis Du zurück kommst, Emil.“

Die vage Hoffnung schließlichen Reichthums, der Gedanke, unter günstigen Verhältnissen den Seinen eine Stütze werden zu können, mochte ihm vorschweben, seinen Entschluß beeinflußen, dennoch blieb der selbstsüchtige Wunsch, der mütterlichen Aufsicht sich zu entziehen, die Hauptursache seiner Flucht.

Am folgenden Morgen schiffte sich Emil als Matrose ein und begann in Wahrheit ein wildes, wüstes Matrosenleben.

Es gefiel ihm.

Hie und da, wenn der Sturm raste und ferne sich die Signalfeuer eines Leuchtthurmes zeigten, tauchte in seinem Geiste die Erinnerung an das kleine Licht im Fenster auf, und er glaubte die Mutter sagen zu hören: „Ich will das Licht brennen lassen, bis Du zurück kommst.“ Manchmal meinte er, mitten unter der Lustbarkeit der Wittwe schwache Stimme, schottische Lieder oder fromme Hymnen singen zu hören; dennoch lockte es ihn nicht heim zu seiner Pflicht.

Die Zeit verging, und auch dieser Stachel des Gewissens hörte auf, zu schmerzen. In jenen Tagen gab es keine nüchterne Matrosen, alte und junge Seeleute waren dem Trunke ergeben, und Emil machte keine Ausnahme. Seine Wange bräunte sich, seine Stimme wurde tief und rauh.

Emil war kein guter Mensch, aber ein guter Matrose. Im Laufe der Jahre wurde er Schiffslieutenant auf einem prächtigen Meerschiff, Agamemnon genannt. Die See war für ihn besser als das Land, weil er auf diesem ein Leben führte, das den bloßen Gedanken an die „Mutter“ aus des Menschen Seele treibt.

Freunde glaubte er zu haben, Männer, die wußten, wenn die harten Thaler in seiner Tasche klangen, Frauen, die nicht errötheten, des lustigen Seemannes reiche Geschenke anzunehmen. Emil war nichts weniger als geizig, er gab oft das letzte Geldstück einem hilflosen Bettler, und wenn der Agamemnon einem Schiffe in Noth begegnete, war er der Bravste der Braven, nie aber war er großmüthig und brav genug, zurück zu kehren in den kleinen Hafen, wo seine Mutter weilte.

Jahre um Jahre vergingen; Emil Cameron zählte beinahe vierzig Jahre und war ein Mann, der Branntwein wie Wasser trank und sich Gottes nur in wilden Flüchen erinnerte, als der Agamemnon nach langer, stürmischer Fahrt in Sicht eines Leuchtthurmes kam.

Von den Stürmen umhergeworfen, von Wellen und Felsen zerstoßen, schiffte das schwimmende Haus muthig heimwärts, und am folgenden Abende sollte die seemüde Mannschaft zum erstenmale wieder festes Land betreten. Deß freuten sich Alle, selbst Emil Cameron nicht ausgenommen. Freudig stand er auf dem Verdeck und blickte hinüber zum fernen Leuchthurme. Es war ein verhängnißvolles Verweilen. Ein Funke seiner Cigarre wurde durch den Wind oder einen bösen Geist in den unteren Schiffsraum getragen, und in mitternächtlicher Weile bemerkte die Schiffswache plötzlich rothe und gelbe Flammen durch die Bretter züngeln.

„Feuer! Feuer! Feuer!“ scholl es aus jeder Kehle.

Wer, o wer hat diese Scene überlebt und sie je wieder vergessen! Vom Anfange an blieb außer den Rettungsbooten keine Hoffnung. Sie füllten sich schnell. Ein alter Mann deutete mit bebender Hand auf die Signalfeuer des Leuchtthurmes und rief: „O daß ich nur einmal noch meine Kinder hätte sehen dürfen!“ Ein junger Passagier und seine Braut, eine Mutter mit dem Säugling auf dem Arm knieten in Mitten all des Tumultes auf dem Verdeck und beteten; ein Waisenkind, das zu den greisen Großeltern heim-

kehrte, betrachtete verwundert das wilde Schauspiel, ohne dessen Tragweite zu erfassen. Der Kapitän bewies jenen heroischen Muth, der in solchen Momenten Seeleuten eigenthümlich ist. Jeder Zoll ein Held, that er sein Bestes für Alle an Bord, vergaß sich selbst und gelobte, mit dem Schiffe zu sinken. Auch die Matrosen benahmen sich heldenmüthig, und unter ihnen allen arbeitete Emil Cameron wie ein Riese. Sie, deren Leben er rettete, vergaßen wohl nie wieder den dunklen Mann mit den blonden Haaren und der riesigen Kraft. Endlich waren alle Boote in See, die Einen bestimmt zum Leben, die Anderen bestimmt zum Tode, — Alle waren in der Dunkelheit verschwunden, und Kapitän Oaks stand mit seinem ersten Officier Emil Cameron allein auf dem Verdeck. Näher und näher züngelten die Flammen gleich tanzenden Geistern.

„'s wird bald überstanden sein, Kapitän."

„Ja, Emil, gib mir Deine Hand. Wir segelten lange zusammen und scheinen nun für die letzte Reise bestimmt. Gott sei uns gnädig!"

„Noch ist Rettung möglich. Hoffen wir, Kapitän!"

„Nein, mich erwartet nicht Weib, nicht Kind, ich gehe unter mit meinem Schiffe."

„Es war des Kapitäns letztes Wort. Eine Explosion gebrannter Wasser unterbrach die Rede. Stille und Dunkelheit folgten. Der Lauf der Zeit pausirte auch für Emil Cameron. Er hatte die Besinnung verloren.

Endlich vernahm er wieder einen Laut — das Tosen des Wassers, sah die rothen Lampen des Leuchtthurmes, fühlte sich umgeben von nassem

Sand. Die Vorsehung hatte barmherzig sein Leben gefristet, das Meer ihn an das Ufer gespült. Schwach und zerschlagen blieb er lange hilflos liegen.

Plötzlich bemerkte er über sich im ungewissen Mondlichte bekannte Felsenbildungen. Die See hatte ihn in den heimischen Hafen geworfen, und ein Mann, der dem Ufer entlang schritt, sang leise das Methodistenlied:

„Dort erwartet dich Licht, Bruder,
Dort erwartet dich Licht."

Heiße Thränen rannen über des Seemanns gebräunte Wangen, als er die alte Heimath erkannte, und sein Herz sehnte sich nach der Mutter, die einst gesagt: „Ich will das Licht brennen lassen, bis Du wieder kommst, Emil."

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, und damals zählte sie mehr denn vierzig. Sie war wohl lange todt. Vielleicht aber konnte er in dem alten Heimathsdörfchen noch Kunde von ihr erhalten. Und so machte er sich auf in finsterer Mitternacht und wankte todtmüde durch den veränderten Ort, geleitet vom Magnet des Herzens, nach dem Gäßchen, in welchem einst die Hütte seiner Mutter gestanden.

Das Gäßchen hatte sich in eine mit Häusern besetzte Straße verwandelt, aber ganz am Ende glaubte Emil ein flackerndes Kerzenlicht zu erkennen.

Er eilte vorwärts.

Nein, ihn täuschte kein Gebilde der Phantasie, im Fenster der Heimath stand wirklich ein brennendes Licht.

Laut pochte sein Herz; er klopfte an der Thüre und wartete zitternd. Langsame Schritte näherten sich, und auf der Schwelle erschien ein altes, altes Mütterchen mit schneeweißem Haar. Emil erkannte sofort seine Mutter.

„Was gibt's?" fragte sie.

„Ein armer, schiffbrüchiger Seemann bittet um Obdach," sprach er mit zitternder Stimme.

„Kommt herein und wärmt Euch, 's ist eine bitterkalte Nacht. Euch hat gewiß das Licht herbeigeführt. Es brennt nun schon seit zwanzig Jahren in jeder Nacht. Einst hatte ich einen Sohn. Er verließ mich, und für ihn brennt die Kerze. Mir ist, als müsse sie ihn wieder zu mir führen, und ich habe oft Hunger gelitten, um sie brennend zu erhalten. Meine anderen Kinder sind todt; aber ich glaube nicht, daß Emil gestorben ist, und ich will das Licht brennen lassen, bis er wieder kommt."

Der rauhe Seemann sank auf die Kniee, und nun wußte die Mutter, daß ihr Sohn wieder gekommen.

Von nun an verließ er sie nicht mehr. Einen besseren Sohn, einen besseren Mann als Emil Cameron gab's nicht wieder. Und wenn Du jenes Dörfchen am Meeresstrand besuchest, zeigt man Dir das kleine Fenster, in dem die Mutter, stark im Glauben an des Sohnes Wiederkehr, zwanzig Jahre lang jede Nacht ein Licht brennen ließ — und das schöne Haus, in dem die Greisin noch bei dem nun vermählten Sohne, der jetzt als Kapitän einen Oceandampfer befehligt, lebt und ihn täglich segnet mit treuem Mutterherzen.

16.

Die Holzleser.

„O Großvater, komm nun und laß uns nach Hause gehen, ich bin vor Frost ganz erstarrt!“ flehte das kleine Jettchen, „auch hungert mich gar zu sehr, und der Himmel überzieht sich immer schwärzer, komm, sonst falle ich um und muß liegen bleiben.“

Phylax, der alte treue Hund, welcher jeder Bewegung seines Herrn mit seinen klugen Augen folgte, begleitete die flehende Bitte des Kindes durch Wedeln mit dem Schweife, aber der alte Bernard erwiderte brummend: „Muß erst mein Bündel fest machen, und wenn es meine alten Knochen, die trotz meines lahmen Beines noch diese Last zu tragen haben, — aushalten können, müßt auch ihr es ertragen.“

Endlich jedoch war er fertig, und der Zug setzte sich in Bewegung über Eisflächen und Schneefelder hinweg. Kind und Hund schritten voran und der alte, arme Mann trabte hinten nach, seinem Unmuthe durch ein Knurren und Brummen Luft machend, denn es schmerzte ihn, daß Jettchen und Phylax treue Gefährten waren und ihn, den Griesgram, gewissermaßen ausschlossen. Jettchen öffnete mehrmals ihr Körbchen, welches bei ihren Wanderungen das Frühstück enthielt, untersuchte, ob nicht vielleicht noch ein Rindchen in demselben zurück geblieben wäre, und Phylax ging mit seiner Nase ebenfalls auf Entdeckung aus. Aber im Körbchen war nichts zu finden als Holz, welches

das Kind jedesmal zum Anzünden des Feuers zusammenlesen mußte; die Hungrigen mußten denn warten, bis sie ihre Wohnung erreichten, aber glücklicher Weise war diese nicht mehr fern.

So dürftig nun dieselbe auch war, denn es war ursprünglich eine Lehmgräberhütte, die, nachdem der Lehm abgefahren worden war, dem Vater Bernard auf seine Bitte von dem freundlichen Gutsherrn zur Wohnung angewiesen worden war, — so lachte sie doch die Armen so heimlich und wohnlich an, daß sie ihre Schritte beschleunigten und neue Kräfte bekamen, als sie den Rauch des Schornsteines in die graue Dämmerung steigen und mit den Schneeflocken kosen sahen. O wie angenehm war diese Erscheinung für die Ermatteten; sie sollten nach den Mühen des Tages Obdach, Wärme und Nahrung finden. Jetzt stieß Phylax ein Freudengebell aus, es war dies sein Gruß an die Herrin des Hauses, die mit vor Freude strahlendem Gesichte unter der Thüre erschien, ihre Augen durch die darüber gelegte Hand vor den fallenden Schneeflocken schützte und nach ihren Lieben ausschaute. Jettchen und Phylax liefen ihr fröhlich entgegen, sie wurden nach einer kurzen Liebkosung in das Häuschen geschoben, und Mutter Bernard eilte ihrem Gatten entgegen, um das Holzbündel ihm vom Rücken zu heben und in das Häuschen bringen zu helfen. Sie klopfte dem Alten freundlich auf die Wangen, ward aber fast unsanft mit den Worten hinweg geschoben: „Was fällt Dir denn heute ein, Mutter? Du hinter dem Ofen hast freilich gut lachen.“ „Ich freue

mich, Christian, daß ich heute einmal etwas Gutes für Euch zu essen habe", entgegnete sie.

„Was wirst Du denn haben, vielleicht statt der schwarzen Mehlsuppe einmal Haidegrützsuppe oder Maisgries, in welchem man die Körnchen zählen kann, und wovon ein Mann satt werden soll, der den ganzen Tag nichts gegessen hat seit dem Frühstück", antwortete der Alte kopfschüttelnd.

Frau Bernard blieb die Antwort schuldig, räumte das Holz vollends hinein und führte ihren Mann zu dem reinlichen Holztische, auf welchem eine Schüssel und Teller standen, er aber rief: „Gib mir schnell einige Bissen Brod, ich kann nicht hier bleiben, denn ich habe noch ein Bündel Holz nicht weit vom Dorfe liegen, das muß ich erst holen."

Die gute Alte holte ein Stück Brod und Wurst herbei, die sie versteckt hatte, um ihre Angehörigen damit zu überraschen. Der Mann verschlang es gierig, und seine Augen hefteten sich mit unaussprechlicher Sehnsucht auf einen Wandschrank. Sein Weib verstand die Sprache dieser Augen und holte aus dem Schranke ein Fläschchen. Bernard that einen Schluck, sein mürrisches Gesicht heiterte sich auf und er ging rüstig und fröhlich noch einmal hinaus in den dunklen Winterabend, durch einen Pfiff den Hund nach sich rufend.

Als Großmutter und Enkelin allein waren, entschädigte sich die Erstere für die lange Abwesenheit der Kleinen durch stürmische Liebkosungen, kleidete das halb erstarrte Kind aus, gab ihm heiße Suppe und ebenfalls Wurst und Brod;

aber die arme Kleine kämpfte zwischen der Ermüdung und dem Genuß der ungewohnten Leckerbissen, bis die Müdigkeit die Oberhand gewann und die Aeuglein zufielen, während die Zähne noch arbeiteten. Die Großmutter brachte sie daher zur Ruhe, ließ sie das Nachtgebet sprechen und verweilte mit dem Ausdrucke innigster Liebe am Lager Jettchens, das, schon in Schlummer versunken, noch die Worte murmelte: „Daß... nur... Phylax... meine Wurst... nicht.“ Die Großmutter lächelte und fühlte sich heute überaus glücklich, — sie hatte die Ihrigen sättigen können.

Bald darauf kehrte auch der Alte heim und machte ein äußerst vergnügtes Gesicht, als nun der eigentliche Schmaus erst begann. Es gab noch eine gute Wurstsuppe, Sauerkraut und Klöße, dieses Lieblingsgericht der Armen, für welches sie gern den saftigsten Braten und die leckersten Compots im Stiche lassen würden. — Aber wie kam denn dieser köstliche Schmaus zu den armen Leuten? — In der großen Mühle war Schlachtfest gewesen, und die Müllerin hatte der Hilfe der reinlichen und ehrlichen Frau Bernard bedurft, und sie dafür mit den Ueberresten des Schlachtschmauses und des Gesindetisches beschenkt.

Als Frau Bernard die Ueberreste des Mahles wegräumte, welches noch für den andern Tag ausreichte, und ihren Eheherrn in der rosigsten Laune sah, erlaubte sie sich eine Bemerkung, welche ihr bei mürrischer Stimmung schon oft Vorwürfe und Verdruß zugezogen hatte. Sie sagte nämlich: O wenn heute unser Christlieb heimkehrte! Heute brauchte er die erste Nacht unter unserem

Dach nicht hungrig zu Bette zu gehen, denn wir haben Brod auf morgen, und für übermorgen ist auch gesorgt, denn Du sollst morgen auf der Pfarrei Holz hacken."

„Schweige mir mit Deinem Geschwätze von Christliebs Heimkehr!" rief Bernard unwillig. „Er hat sich seit den elf Jahren, daß er fort ist, nicht um uns bekümmert und ist entweder todt oder verdient nicht, daß Du immer von ihm redest."

„Er wird gewiß wieder zurückkommen, um uns aus unserem Elend zu reißen; er bringt vielleicht viel Geld mit."

„Rede nicht so einfältig! Wenn er reich geworden ist, kommt er gewiß nicht wieder, und ich begreife nicht, warum Du, die von sechs Kindern, die sie erzogen hat, keine Unterstützung bekommt, gerade von dem siebten, der auf und davon gegangen ist und nichts von sich hören läßt, etwas erwartest."

„Alle unterstützen uns nach ihren Kräften, und Christlieb war der Beste von Allen! O wenn er nur wiederkäme, und wenn er auch nichts mitbrächte, als sein gutes, treues Herz und seine gesunden Glieder."

„Würde sich wohl wundern, wenn er käme," sagte der Alte, indem er starke Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife blies, „würde sich wohl wundern, uns, die er als wohlhabende Leute in der Stadt verließ, als Ausgewiesene hier zu finden, die im Armenhause unter allerlei Volk stecken würden, wenn mir nicht diese Hütte überlassen worden wäre, aus der wir zu jeder Stunde hinausgejagt werden können."

„Ich sehe nicht ein, was dieser Hütte fehlt," erwiderte Frau Bernard, „im Sommer sieht sie gar freundlich unter den grünen Bäumen hervor, sie ist fest gegen Wind und Wetter, und Schulmeisters Mariechen sagt immer, sie hinge ganz malerisch am Berge."

„Mariechen ist auch der Meinung, daß der Christlieb wieder kommen und mir einst meine Augen zudrücken würde und sie tröstet mich immer wie ein Engel Gottes."

Bernard hörte die Worte seiner Frau nicht mehr, seine Aufmerksamkeit war auf ein Geräusch vor der Hütte gerichtet; er glaubte das Knarren von Wagenrädern und menschliche Stimmen zu hören. Er eilte deshalb zur Thüre hinaus und sah, daß in einiger Entfernung ein Wagen hielt und ein Herr auf die Thüre des Häuschens zukam. Als dieser den Alten unter der Thüre bemerkte, fragte er in fremdem Dialekte:

„Wohnt hier der Holzhacker Bernard?"

„Ja, mein Herr, was wünschen Sie von ihm?"

„Ich bringe ihm einen Gruß von seinem Sohne in Amerika, der mein Freund ist."

„Kommen Sie doch herein und erzählen Sie uns von ihm. Lebt er und ist er gesund?" rief hastig Frau Bernard, welche diese Worte gehört hatte, und zog den Fremden herein in das Stübchen. Als sie aber einen schönen, feinen Herrn erblickte, blieb ihr der Willkommen in der Kehle stecken und sie wagte kaum die dargebotene Hand zu berühren. Vater Bernard rückte dem Fremden einen Holzstuhl hin und wollte eben eine Frage an ihn thun, als seine Frau aufschrie: „Herr

Jesus, der Christlieb, der leibhaftige Christlieb!“ und ihn in ihre Arme schloß.

Nun begann ein Kreuzfeuer von Fragen hin und her, und Bernard schien mehr verblüfft als erfreut zu sein. Aber die Mutter, o wie glücklich war die Mutter. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, rief sie: „Nun will ich nur gleich zu Schulmeisters laufen und Mariechen sagen, daß der Christlieb wieder gekommen ist, die wird sich gewiß recht freuen, daß er wieder da ist.“ Christlieb bat, dies bis morgen zu verschieben und vor allem seine Geschichte anzuhören; doch die Freude, welche die letzten Worte seiner Mutter über sein Angesicht goß, konnte er nicht verbergen.

Er ging nun hinaus zu dem Wagen, holte einige Koffer, Packete und Flaschen und bat die Mutter, kochendes Wasser zu besorgen. Sie that es und es wurde ein guter Punsch gebraut und bei demselben erzählten sie sich gegenseitig ihre Erlebnisse während der elfjährigen Trennung. Die kleine Jette ward auch geweckt, damit ihr ein heißes Gläschen Punsch das erstarrte Blut erwärmen möge, und das Kind, welches im Traume mit Phylax um die Wurst gekämpft hatte, erstaunte nicht wenig, auf dem Tische feinen Kuchen und ein Getränk zu finden, welches sie nicht einmal dem Namen nach kannte, welches aber viel besser schmeckte als schwarzer Cichorienkaffee.

Bis zu Thränen gerührt, vernahm Christlieb die Heimsuchung seiner Eltern, nachdem sie in die Stadt gezogen waren. Wenn sein Vater auch nur einfacher Holzhacker war, so besaß er doch in der großen Stadt eine ausgebreitete Kundschaft

und ernährte seine Familie reichlich, bis ein beladener Holzwagen ihm den Schenkel zerquetschte und auf ein langes Krankenlager warf. Da er in der Stadt nicht beheimathet war, hatte er keinen Anspruch auf Unterstützung und kam herab; ja nach seiner Genesung ward er sogar in seine Heimath gewiesen und hatte in dem ärmlichen Dörflein wenig Gelegenheit, etwas zu verdienen, zumal er lahm blieb. Im Winter mußte er sich mit Strohflechten nähren, und seine Frau suchte seine Arbeiten zu verkaufen. Machte sie nun schlechte Geschäfte, so litten sie oft Noth und Hunger und würden wohl auch haben frieren müssen, wenn nicht Vater Bernard das Holz im Walde aufgelesen und mühsam heimgeschleppt hätte.

Christlieb erfuhr nun, daß dieses Kind das einzige Vermächtniß einer verstorbenen Schwester sei, die er als blühendes Mädchen verlassen hatte.

Christlieb theilte nun mit: Sein Sinn sei auf das Land des Geldes gerichtet gewesen, und er sei darum nach Bremen gewandert, wo er sich das Ueberfahrtgeld verdienen wollte; bevor er es aber zusammen hatte, lernte er einen Kaufmann aus Havanna kennen, dem er seine Dienste anbot und von welchem er als Diener mitgenommen wurde. Sein Herr, ein alter Junggeselle, ein wunderlicher Kauz voller Launen und Eigenheiten, aber sonst der beste Mensch von der Welt und ein geborener Deutscher, gewann ihn bald sehr lieb, that viel für seine Ausbildung und vertraute ihm immer mehr an, je länger er bei ihm war und je näher er ihn kennen lernte, so daß Christlieb zuletzt den Gedanken, nach Californien zu

gehen, ganz aufgab und in Havanna blieb, allerdings mit dem Vorsatze, nach Deutschland zurückzukehren, sobald er sich etwas verdient haben würde. Aus diesem Grunde hatte er es auch unterlassen, seinen Eltern zu schreiben, er wollte nichts von sich hören lassen und seiner Zeit als reicher Mann zurückkehren. Hätte er gewußt, in welcher traurigen Lage sie sich befanden, so würde er gewiß nicht versäumt haben, sie zu unterstützen. Es war nun ein Jahr nach dem anderen vergangen, während er seinem Herrn immer unentbehrlicher wurde, bis ihm dieser endlich eröffnete, er wolle ihn zum Universalerben einsetzen, wenn er bis zu seinem Tode bei ihm bleiben würde.

Christlieb versprach dies, der Kaufmann hielt Wort und ward von dem jungen Manne verpflegt, als wäre dieser sein eigener Sohn. Aber als er zur Ruhe gegangen war, zog es ihn mit Allgewalt nach der Heimath zu seinen Lieben, zu denen wohl auch Schulmeisters Mariechen gehörte, mit welcher er als Kind so oft gespielt und stets gegen die Unarten und Rohheiten der Dorfknaben beschützt hatte, als er größer war; denn in der Zeit, wo Christlieb noch die Schule besuchte, arbeitete sein Vater, der eigentlich Müller und gelernter Zeugarbeiter war, in der obenerwähnten Mühle und wendete sich erst, als die Besitzer der Mühle wechselten, nach der Stadt, wo er beim Mangel anderen Verdienstes Holzhacker ward.

Das kleine Mariechen, das sanfte, blonde Kind mit den blauen Augen und dem lieblichen Engelgesichtchen übte stets einen eigenthümlichen Zauber auf den wilden unbändigen Buben und

der Gedanke an Mariechen möchte wohl auch in seine Zukunftspläne geflochten sein. — Er ging jedoch ohne Abschied, ohne das Versprechen wiederzukehren — was sollte auch der zwanzigjährige Jüngling dem fünfzehnjährigen Kinde versprechen?

Nach elfjähriger Abwesenheit kam er nun nach der Heimath zurück, suchte seine Eltern in der Hauptstadt vergebens, und traf sie endlich in seinem Geburtsdörfchen. Im Laufe des Abends kam das Gespräch wieder auf die Mühle, mit welcher eine bedeutende Spinnerei verbunden war und Mutter Bernard erzählte, daß sie der Besitzer in kürzester Zeit zu verkaufen gedächte. Das paßte vortrefflich für Christlieb, welcher seine ererbten Besitzungen in Havanna veräußert und sein reiches Vermögen in Gold und guten Wechseln bei sich hatte. Er kaufte also. Seinen Eltern überließ er die Mühle, und die Spinnerei, welche er vergrößerte und schwunghafter betrieb, nahm er für sich mit Mariechen in Besitz, die an ein solches Glück nicht im Traume gedacht hatte.

Als Mutter Bernard als Frau Müllerin waltete in dem prächtigen Hause, vergaß sie nicht die Freude, welche sie in ihrer Armuth beim Empfang milder Gaben empfunden, und versorgte die Armen mit Lebensmitteln, und der alte lahme Müller, in welchem man den mürrischen brummigen Alten nicht wieder erkannte, verweilte mit besonderem Vergnügen in seinen Erzählungen bei jenem letzten Gange in's Holz, denn aus dem schauerlichen Schneewetter jenes Abends dämmerte für ihn die Morgenröthe glücklicher Tage.

Mein Herz, o laß es gehen,
Mein Herz, o bleibe still!
Es kann ja nichts geschehen,
Was Gott der Herr nicht will.
Was über dich mag kommen,
Es kommt aus Vaterhand,
Es wird zu deinem Frommen,
Aus Liebe dir gesandt.
Drum bleib in Leid und Wehe
Ergeben dankbar still,
Dein Wahlspruch sei: Es geschehe,
Wie Gott der Herr es will!

17.

Eine Schildwache in der Kirche.

Vor mehreren Jahren kam das 10. Regiment der französischen Armee nach Orleans in Besatzung. Seit Ankunft dieses neuen Regiments bemerkte der Pfarrer der Kathedrale mit Erstaunen einen Soldaten, der sich jeden Tag von 1 bis 3 Uhr unbeweglich und kerzengerade in der Mitte der Kirche am Gitter des Chores aufstellte. Eines Tages, als der Hauptmann mit seiner Gattin die Kirche besichtigte, ließ ihn der Pfarrer, der schon lange gewünscht hatte, die Lösung dieses Räthsels zu finden, in die Sakristei bitten und erzählte ihm diese seine Beobachtung. „Warten Sie einen Augenblick," fügte er bei, „der Soldat wird sogleich kommen." Und richtig, kaum hatte es 1 Uhr geschlagen, so stand derselbe auf seinem Posten.

„Ich kenne den Mann sehr wohl", sagte der Hauptmann, als er ihn sah, „er ist ein vortrefflicher Soldat und ein herzensguter Bursche. Aber lassen Sie ihn herkommen." — „Was machst Du denn da?" fragte ihn der Hauptmann. „Mein Kapitain," antwortete der Soldat respektvoll, „ich stehe zwei Stunden Schildwache für den lieben Gott. Sehen Sie, Kapitain, ich kann nicht anders, ich muß ..... Ueberall sind Schildwachen postirt, der General hat zwei, der Oberst hat eine, Alles hat Schildwachen; wenn ich dann hierher komme, so denke ich, aber der liebe Gott ist ja noch weit mehr als alle diese Herren ..... und er hat keine Schildwache; das ist doch nicht in der Ordnung. Nun ich, ich stehe Schildwache bei ihm, so oft ich dienstfrei bin, und ich versichere Sie, mein Capitain, daß mir die Zeit dabei nicht länger wird, als anderswo."

18.

Die Marienthaler.

Thomas, ein redlicher Landmann zu Ballingen, hatte in einer augenblicklichen Geldverlegenheit von einem Bekannten in Reichau zehn Thaler entlehnt mit dem Versprechen, sie in 4 Wochen zurückzuzahlen, und demselben hierüber einen Schuldschein ausgestellt. Er war hier in üble Hände gerathen. Schon am nächsten Tage nach Ablauf der Zahlungsfrist erhielt Thomas eine Mahnung

von Konrad, seinem Gläubiger. Das machte dem Thomas und seiner guten Ehefrau große Sorge, denn mit dem besten Willen konnten sie für den Augenblick ihre Schuld nicht abtragen und Conrad wollte durchaus sogleich bezahlt sein. Während Thomas mit seiner Frau diese Angelegenheit besprach und ihre schlimme Lage beklagte, entfernte sich der kleine Wilhelm eilig aus der Stube, und kam nach einigen Sekunden wieder mit einem Lederbeutelchen in der Hand, welches er seinem Vater mit lächelnder Miene, aber Thränen in den Augen hinreichte mit den Worten: „Vater, da hast Du die zehn Marienthaler, die mir mein Pathe geschenkt hat, gib sie dem Conrad.“ — —

Und ohne eine Erwiderung vom Vater abzuwarten, entfernte er sich schnell aus dem Zimmer.

Vater und Mutter sahen einander schweigend aber mit sprechenden Blicken an und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Vater Thomas konnte sich schwer entschließen, von diesem Opfer kindlicher Liebe Gebrauch zu machen, jedenfalls wollte er zuvor noch einmal den Versuch machen, den Conrad zu bewegen, noch kurze Zeit Geduld zu haben. So machte er sich denn folgenden Tages auf den Weg nach Reichau. Schon halb Wegs kam Konrad ihm entgegen und begrüßte ihn mit der Frage: „Nun, wie ist's mit den zehn Thalern? Ich muß sie heute noch haben, sonst müßte ich Dich pfänden lassen.“

„Ich wollte eben zu Dir; ich habe zehn Thaler bei mir, aber es sind die Marienthaler, welche

mein Wilhelm von seinem Pathen zum Geschenke erhalten hat, und ich weiß nicht, ob ich dieses Opfer des guten Buben annehmen soll."

„Und warum denn nicht? Wie oft hast Du das Nöthigste für deinen Buben entbehren müssen, und jetzt sollte er sich nicht gern von diesen paar Thalern trennen, wo es das Wohl seines Vaters gilt."

„Freilich hat er sie gern abgetreten, aber sieh, Conrad, ein Pathengeschenk bleibt immer ein nützliches Andenken sowohl an den Geber als auch an die Veranlassung der Gabe. So oft Wilhelm die Marienthaler betrachtet, welche er von seinem Taufpathen empfangen ....."

„Ich bitte Dich, Thomas, laß mich in Ruhe mit einer Predigt! Das Geld, mag es herrühren von wem es will, frommt Niemanden, so lange es im Kasten liegt. D'rum hättest Du schon längst für Wilhelm die Thaler in der Sparkasse der Stadt anlegen sollen. Nun dies nicht geschehen, kommen sie Dir zu Gute, um damit Deine Schuld an mich abzutragen."

„Ich sehe leider, daß Du keine Nachsicht haben willst. Gehen wir denn zusammen nach Reichau, in Deiner Behausung übergebe ich Dir dann die zehn Marienthaler, und Du gibst mir meinen Schuldschein zurück."

„Höre, Thomas, Du hast nach Hause näher als nach Reichau. Zudem steht ein Gewitter am Himmel und Du kannst Ballingen leicht erreichen, ehe der Sturm losbricht. Gib mir also gleich die zehn Thaler. Bei meinem nächsten Besuch in Ballingen erhälst Du dann den Schuldschein."

„Ei, Conrad, eilt's denn gar so sehr? Wenn Dich nicht auch das Wetter zur Rückkehr nach Reichau nöthigt, so ....“

„In der Waldmühle habe ich ein Geschäft abzumachen; dort warte ich, bis das Wetter vorüber ist.“

„Gut, dann komme ich nächsten Sonntag zu Dir in's Haus.“

„Und läßt Dich lieber im einsamen Walde, wo Dir während eines Gewitters kein ehrlicher Mensch begegnet, das Geld von einem Spitzbuben abnehmen, als daß Du es mir anvertraust, der Dir so oft aus der Noth geholfen hat.“

„Wenn Du das denken solltest, so nimm das Geld.“

Conrad nahm das Lederbeutelchen in Empfang, öffnete es hastig und zählte die Thaler mit geldgierigem Blicke. Dann schieden beide Bauern. Conrad schritt auf die Waldmühle zu, Thomas aber eilte heimwärts, da sich der Himmel schon ganz überzogen hatte und der Regen in einzelnen schweren Tropfen zu fallen begann.

„Du kommst bald zurück,“ sagte verwundert Susanna, als ihr Mann in die Stube trat, „schon glaubte ich, Du müssest den Wald passiren, während das Gewitter am ärgsten tobt. Gott sei Dank, daß Du da bist.“

„Ich lief aus Manneskräften, um nicht vom Regen bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Unfern der Waldmühle habe ich glücklicherweise den Conrad getroffen, den sein Weg dorthin führte, und weil der reiche Mann hartherzig genug war, das Opfer meines Kindes anzunehmen,

sparte ich den weiteren Weg, und wir machten das Geschäft mit kurzer Hand ab. Jetzt, lieber Wilhelm, komm und laß Dich umarmen! Ein schweres Opfer hast Du gebracht, aber damit auch einen herrlichen Erweis Deiner kindlichen Liebe und Dankbarkeit gegeben, den wir Dir gedenken werden und Gott wird Dich dafür segnen."

Thomas umhalste und küßte seinen beiläufig acht Jahre alten Sohn. Dann sagte er: „Nun wollen wir zu Tische gehen, denn da uns ein Stein vom Herzen gewälzt ist, schmeckt erst das Essen vortrefflich.

Die Freude der guten Leute sollte leider nur einige Tage währen; da kam der Gerichtsbote in's Haus mit einer amtlichen Ladung.

„Wie," rief der Thomas erschrocken. „Was sollte ich vor Gericht thun?"

„Conrad hat Euch verklagt wegen des Darlehens, das Ihr ihm schuldet," entgegnete der Bote; „die Verfallzeit ist schon seit vierzehn Tagen um, und öfter hat er Euch gemahnt, schriftlich wie mündlich."

„Und ich bin diesen Mahnungen nachgekommen. Vor sechs Tagen habe ich die Schuld bezahlt auf dem Wege zwischen Reichau und Ballingen."

„Habt Ihr etwas Schriftliches hierüber oder einen Zeugen?"

„O ich Thor!" schrie Thomas, „daß ich mir die zehn Thaler abschwatzen ließ, bevor die Herausgabe des Schuldscheins möglich war."

Der geprellte Landmann sollte seine Leichtgläubigkeit bitter büßen. Es kam zum Prozesse

und im Prozesse zum Eide. Conrad schwur, vom Empfang des Geldes nichts zu wissen. Schon sollte dem armen Schuldner eine Kuh aus dem Stalle geführt und versteigert werden, da fanden sich mildthätige Nachbarn, welche die eingeklagte Summe vorschossen, weil Thomas als fleißiger und redlicher Mann im ganzen Dorfe geschätzt war.

Vor der Eidesleistung hatte Thomas keine Mühe gespart, dem Kläger gewisse Umstände in's Gedächtniß zurückzurufen, deren Erinnerung das Vergessenhaben der geschehenen Zahlung unmöglich machten. Unter anderem hatte er ihm gesagt: „Conrad, entsinne Dich Deiner Worte: „„Das Geld frommt Niemanden, so lange es im Kasten liegt."" Worauf Conrad ihm entgegnet: „Gerade die Unmöglichkeit dieser Aeußerung spricht für mich. Denn wenn ich den Empfang des Geldes gegen besseres Wissen abschwören würde, so müßte ich ja die zehn Marienthaler im Kasten liegen lassen, und sie würden mir dann nichts nützen, oder wenn ich sie verausgäbe, könnte das die Entdeckung eines geleisteten Meineids veranlassen."

Dies Gespräch war unerschöpflich in Conrads Gedächtniß geblieben und peinigte ihn mit der beständigen Furcht, daß eine gerichtliche Haussuchung oder ein anderes unvorhergesehenes Ereigniß seinen Besitz der zehn Marienthaler an das Tageslicht bringen würde, ohngeachtet er dieselben sehr wohl verborgen hatte. Er mußte also das Geld ungenützt liegen lassen und hatte nebst-

dem keine frohe Stunde, so lange er es nur im Hause wußte.

Zwei Jahre waren vergangen, und der Prozeß von Allen, ausgenommen den Betheiligten, so ziemlich vergessen worden. Da entschloß sich Conrad, die zehn Marienthaler in die nahe Stadt zu tragen und sie dort bei verschiedenen Geschäftsleuten umwechseln zu lassen. Der Weg führte ihn durch Ballingen und also an der Waldmühle vorbei. Wie er derselben nahe war, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, wie er sich hier von Thomas verabschiedet, nachdem er die zehn Marienthaler empfangen hatte, welche ihm im Herzen und gleichsam in der Tasche brannten. Tief seufzend blickte er zum Himmel auf. Und seltsam! der Himmel hatte sich mit dunklem Gewölk überzogen, wie damals, und schon begann der Regen in einzelnen schweren Tropfen. Da hallten ihm innerlich die Worte wieder, welche er damals zu Thomas gesprochen: „Du läßt Dir lieber im einsamen Walde, wo Dir während eines Gewitters kein ehrlicher Mensch begegnet, das Geld von einem Spitzbuben abnehmen.“ Und eine schreckliche Angst ergriff ihn. — Da rauschte es im nahen Gebüsche. Ein Fieberfrost packte und schüttelte ihn, und er lief, als ob ihn das tobende Unwetter vor sich hertriebe. Plötzlich fühlte er einen Schlag im Genicke und stürzte zu Boden. Dann schwand ihm das Bewußtsein.

Als er wieder zum Leben zurückkehrte, waren Thomas und der Waldmüller damit beschäftigt, ihn auf eine Tragbahre zu legen und in die nahe

Mühle zu schaffen. — Der Himmel war wieder heiter geworden.

„Du hier, Thomas!“ schrie Conrad und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Du bist überfallen und ausgeraubt worden,“ sprach Thomas, „aber tröste Dich, die Landjäger verfolgen schon den Thäter, welcher nicht weit entfernt sein kann.“

„Und sie werden ihn bekommen?“ fragte Conrad mit ängstlicher Hast und fiel wieder in Ohnmacht.

Wie er zum zweiten Male erwachte, lag er in der Mühle. Ein Arzt war mit ihm beschäftigt. Der Ortsvorstand von Ballingen, der Waldmüller und Thomas weilten gleichfalls an seinem Lager. Bald darauf trat ein Landjäger ein und meldete dem Ortsvorstande: Ein der That verdächtiger Bursche sei bereits aufgegriffen und ein lederner Geldbeutel bei ihm vorgefunden worden. Der Ortsvorstand hielt dem Kranken den Beutel vor die Augen und fragte, ob er ihn als sein Eigenthum anerkenne.

„Die Hand des Herrn ruht schwer auf mir!“ hauchte Conrad. Dann sprach er laut: „Ja, der Beutel ist mein, die zehn Marienthaler aber, welche sich darin befinden, gehören Thomas. Ich habe sie ihm vor Gericht abgeschworen.“

So war ein Verbrechen des Meineids durch ein Verbrechen des Raubes entdeckt worden.

Bedenklich krankte Conrad an den Wunden des Leibes, die er beim Raubanfalle erhalten hatte, weit bedenklicher aber noch an den Wunden der Seele, welche ein nagendes Gewissen, das

beschämende Gefühl, vor aller Welt als ehrlos zu gelten, sowie die Furcht vor einer mehrjährigen Zuchthausstrafe hervorgebracht hatten.

Diese körperlichen und geistigen Leiden führten seine baldige Auflösung herbei. Er starb mit tiefer Reue über seine begangenen Missethaten, und nachdem er Thomas den ihm zugefügten Schaden reichlich vergütet hatte.

19.

Ein Wunder.

Im lieben Schwabenlande erhebt sich auf einer waldigen Anhöhe eine kleine Kapelle mit einem vor Alter geschwärzten Muttergottesbilde. In allen Anliegen nahmen die frommen Bewohner der Umgegend ihre Zuflucht zur Mutter der Barmherzigkeit in der kleinen Waldkapelle, denn die Himmelskönigin erwies sich hier frommen Bittenden besonders hilfreich.

Etwa eine viertel Stunde entfernt von der Kapelle lag ein hübsches Landhaus, welches Herr Brenner, ein reicher Banquier aus der Hauptstadt, während der Sommermonate bewohnte. Herr Brenner war mit Glücksgütern reichlich gesegnet, als das höchste aber achtete er sein einziges Kind, ein heiteres, lebensfrohes Mädchen von zwölf Jahren; es war der Stolz und die Freude seines Lebens.

Nur dem Namen nach Katholik besuchte Bren-

ner nur dann die Kirche, wenn er dies aus irgend einer Schicklichkeitsrücksicht für geboten hielt. Er war zwar kein Culturkämpfer, aber seine Lippen verzogen sich stets zu spöttischem Lächeln, wenn er einer betenden Gruppe begegnete, welche hinauf zur Muttergotteskapelle wallte.

Eines Tages traf er auf einem Spaziergange mit dem greisen Ortspfarrer zusammen. Da beide denselben Weg gingen, entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung, welche Brenner plötzlich mit der Frage unterbrach: „Herr Pfarrer, sagen Sie mir doch, ist in der alten Kapelle dort auf der Anhöhe, welche die Leute so fleißig besuchen, wirklich schon einmal ein Wunder geschehen?"

Prüfend sah der Pfarrer den Frager an. War es Spott oder wirkliches Interesse, was diesen zu der Frage veranlaßte? Ruhig erwiderte er: „In dem Sinne, wie Sie es meinen, ist meines Wissens noch kein Wunder dort geschehen. Aber wenn auch noch kein Blinder sehend und kein Lahmer gehend wurde, so vollziehen sich doch täglich dort in der Stille die auffallendsten Wunder, denn wer mag diejenigen zählen, welche dort bei der Mutter der Barmherzigkeit den verlorenen Seelenfrieden wiedergefunden haben!"

Auf dem Punkte angekommen, wo ihre Wege sich schieden, schlug Brenner nach flüchtigem Grüßen den Heimweg ein. Die Worte des Pfarrers aber hatten eine längst verklungene Saite seines Herzens berührt. Einst in seiner Jugend hatte auch er zu Maria mit kindlichem Vertrauen gebetet; aber wie lange war das schon her!

In der folgenden Nacht wurde er plötzlich

durch ein beengendes Gefühl aus dem Schlafe geweckt. Eiligst verließ er sein Lager und sah mit Schrecken, daß sein Gemach mit Rauch erfüllt war. Er stürzte hinaus, aber auf dem Corridor schlugen ihm die Flammen entgegen. Auf unerklärlicher Weise war das Feuer entstanden, welches nun bei dem herrschenden Sturmwinde mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Die entsetzte Dienerschaft eilte rathlos hin und her, die Verwirrung nur noch vergrößernd.

Brenner hatte nur einen Gedanken — sein Kind. Durch Rauch und Flammen stürzte er zu Anna's Schlafzimmer. Er stieß einen heiseren Schrei aus, denn dort lag sein Kind bewußtlos am Boden. Er eilte auf ihn zu, hob es auf seine Arme und stürzte mit seiner theuren Last hinaus in's Freie trotz des strömenden Regens, er wußte selbst nicht, wohin er eilte, bis er endlich die Kapelle vor sich sah. Dort Schutz suchend, trat er ein und ließ sich auf den Stufen des Altares nieder. Nun rief er Anna mit den zärtlichsten Namen und bedeckte ihr bleiches Antlitz mit Liebkosungen und — Thränen, aber das Mädchen gab kein Lebenszeichen von sich.

Jetzt erfaßte ihn plötzlich eine schreckliche Angst. Vielleicht war Anna, sein einziges Kind, sein größter Schatz — todt! Ach, was solle er anfangen ohne sein Kind! Seine Gedanken verwirrten sich, es war ihm, als fasse ihn der Wahnsinn. Da fiel sein Blick auf das Bild der Mutter der Barmherzigkeit, welche mitleidig auf ihn niederzublicken schien; und wie ein Lichtstrahl durchzuckten seinen Geist die Worte, welche der Pfarrer

am vergangenen Tage zu ihm gesprochen hatte, und einer plötzlichen Eingebung folgend, sank er vor dem Bilde auf die Kniee und flehte: „Heilige Gottesmutter, laß mein Kind nicht sterben! Ich verspreche Dir, wieder ein gläubiger und eifriger Christ zu werden und Dein Lob zu verkünden alle Tage meines Lebens!"

„Vater, wo bin ich?" fragte in diesem Augenblicke Anna mit kaum vernehmlicher Stimme. Mit lautem Freudenschrei schloß Brenner sein ihm wiedergeschenktes geliebtes Kind in seine Arme!

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer in die Kapelle; er hatte Brenner aufgesucht, um ihm gastfrei Wohnung im Pfarrhause anzubieten, da dessen Wohnhaus gänzlich niedergebrannt war. „Herr Pfarrer!" rief Brenner mit Thränen in den Augen ihm entgegen, „ich glaube jetzt an die Wunderkraft Maria, denn sie hat mir mein Kind wiedergeschenkt!"

Der Pfarrer erwiderte ihm lächelnd: „Ihre Tochter war nicht todt, sondern nur in Folge des Rauches und des Schreckens in Ohnmacht gefallen; aber dennoch ist auf die Fürbitte Mariens ein großes Wunder geschehen, da dieselbe eine so gänzliche Sinnesänderung in Ihnen bewirkt hat."

Das Landhaus wurde bald wieder prächtig aufgebaut, desgleichen auch die Kapelle auf das Schönste renovirt, und jeden Tag zu einer bestimmten Stunde kniete Brenner mit seinem lieben Töchterchen in tiefer Andacht vor dem Bilde der Himmelskönigin, innig dankend für das Wunder seiner Bekehrung.

20.
Das Tischgebet.

Der Pfarrer hatte einen Kranken versehen, und eilte, da es Mittagszeit war, nach Hause. Doch als er an dem Hause des alten Willmer vorüberkam, fiel ihm ein, daß er mit demselben etwas Nothwendiges zu sprechen habe, und wollte darum auf einen Augenblick bei ihm einkehren. Nach seinem Eintritte in den Vorplatz hörte er durch die halb offenstehende Stubenthüre, daß man darin eben nach Tische betete. Er wollte nicht stören, blieb stehen und verhielt sich ganz ruhig und hatte so Gelegenheit, ungesehen durch die offene Thüre über die andächtige Familie seine Betrachtungen zu machen.

Mitten vor dem Tische stand Groß-Vater Willmer. Sein ehrwürdig graues Haupt, die gefalteten und erhobenen Hände, sein andächtiger Blick auf das Crucifixbild an der Wand, sein würdevoller Vorbeterton, dies Alles gab dem Alten ein patriarchalisches Ansehen. Ihm zur Rechten stand sein Sohn, der nunmehrige Hauswirth, und zur Linken seine Schwiegertochter, die reinliche Hausfrau. Diesen beiden reihten sich vier Kinder von 5 bis 12 Jahren an. Alle beteten in gleicher Andacht, und selbst das jüngste Kind, noch auf dem Arme der Mutter, legte die Händchen zusammen und blickte lallend mit hinauf zum Himmelsvater.

Der Pfarrer betrachtete mit freudiger Rührung die fromme Gruppe. Sobald das Amen ge-

sprochen war, trat er in die Stube und wünschte gesegnete Mahlzeit. Alsogleich umgaben ihn die Kinder, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und er strich freundlich ihnen die rothen Wangen. Nachdem das kleine Geschäft, welches ihn hergeführt hatte, kurz abgethan war, sprach er lächelnd: „Lieber Willmer, ich habe vorhin Euer Tischgebet belauscht; mir scheint in Eurem Hause beten Alle vor und nach Tisch; das lobe ich.“

„Alle, wie billig!“ antwortete der Greis, „auch schon das kleine Aennchen da auf dem Arme der Mutter.“

„Das erinnert mich an eine Anekdote, welche ich erst vor ein paar Tagen irgendwo gelesen habe; ich muß sie Euch doch erzählen“, sprach der Pfarrer:

In einem Wirthshause saß an einem Tische ein vornehm gekleideter Stadtherr und diesem gegenüber ein alter Bauer. Es war eben Mittag und beiden wurde die Suppe aufgetragen. Der Stadtherr nahm jetzt die Cigarre aus dem Munde, wischte sich den Schnurrbart, band sich die Serviette unter's Kinn und griff sogleich nach dem Löffel. Das Bäuerlein dagegen stand auf, machte das Kreuz und verrichtete, still die Hände faltend, sein Tischgebet.

Darüber lächelte der Stadtherr und konnte sich nicht enthalten, spöttisch zu fragen: „Lieber Alter, ich glaube gar, bei Euch zu Hause betet noch Alles beim Essen?“ „Nicht Alles, Herr“, erwiderte mit den Augen schlau plinzelnd der Bauer, „ich habe zwei Schweinchen zu Hause, die gehen immer ohne Gebet zum Futter.“

Da der Pfarrer merkte, daß die größeren Kinder dem Gespräche mit großer Aufmerksamkeit zugehört und besonders an dem Geschichtchen von den Schweinchen ihre Freude hatte, wendete er sich zu ihnen und sagte: „Ich weiß ein Geschichtchen, das noch viel hübscher ist. Und weil ihr solcherlei gerne hört, so sollt ihr es auch noch vernehmen. Merkt auf!“

Ein Theil des heutigen Spaniens heißt das Königreich Arragonien. Dort lebte einst der fromme König Alfons. Derselbe hatte eine Schaar Edelknaben, nämlich Jünglinge, Söhne vornehmer Familien, welche am königlichen Hofe erzogen wurden und zur Dienerschaft des Königs gehörten. Von diesen Bürschchen hatte der fromme König vernommen, daß sie vom Tischgebete nichts wissen wollten und dasselbe regelmäßig unterließen. Er beschloß daher, sie auf eine sinnreiche Weise zu beschämen und eines Besseren zu belehren. Was that er wohl? —

Eines Tages ließ Alfons alle Edelknaben zur königlichen Tafel laden. Man denke sich die Freude dieser Herrlein darüber! Eine solche Gnade und Ehre war noch keinem von ihnen zu Theil geworden. Im größten Kleiderstaate traten sie zur bestimmten Stunde ehrfurchtsvoll in den königlichen Speisesaal. Darauf setzte man sich auf einen freundlichen Wink des Königs an die Tafel — und zwar, wie es diese jungen Herren gewohnt waren, ohne Tischgebet. Auch Alfons unterließ absichtlich diesmal das gewohnte Gebet.

Was geschah! — Während des Essens tritt plötzlich ein Bettler herein, setzt sich, ohne an

den König zu achten und überhaupt ohne alle Complimente an die Tafel, greift mit beiden Händen zu und ißt und trinkt nach Herzenslust.

Die Edelknaben staunten höchlich über diesen unverschämten Grobian; sie sahen mit großen Augen bald auf den Bettler, bald auf den König und erwarteten von diesem jeden Augenblick einen Wink, den ungebetenen Gast hinauszuwerfen. Allein Alfons, welcher selbst den Bettler bestellt und unterwiesen hatte, sah demselben beim Essen und Trinken zwar mit ernster aber ruhiger Miene zu. Als endlich der arme Mann seinen Hunger und Durst sattsam gestillt hatte, stand er auf und lief, ohne zu danken oder auch nur vor dem Könige sich zu verneigen, aus dem Speisesaale.

„Nun denn", fragte jetzt der König seine Tischgenossen, „wie gefällt euch dieser Mensch?"

„Abscheulich! Euer Majestät!" riefen die Edelknaben einstimmig, — „wer kann so unverschämt und frech sein, wie dieser Bettler! — es ist unerhört!"

Jetzt erhob sich der König, sah in majestätischem Ernste die Jünglinge an und sprach mit erschütternder Stimme: „Nein, es ist nicht unerhört! — gerade ihr konntet so frech und unverschämt sein wie dieser Bettler; ihr gleichet diesem Grobian auf ein Haar. Oder wie, habt ihr euch bisher nicht ebenso unverschämt und undankbar gegen Gott, den König des Himmels und der Erde benommen, wie dieser Bettler sich gegen mich benommen hat! — Alle Tage esset ihr am Tische des himmlischen Vaters; denn Er gibt Speise und Trank, und ihr lasset euch seine Gaben schmecken;

aber wie dieser Bettler pfleget ihr euch zu Tische zu setzen, ohne zu beten, und gehet hinweg, ohne zu danken. Pfui, schämet euch von ganzer Seele, und merket euch für die Zukunft die Lehre, die ihr heute empfangen."

Alle Wetter! das war für die adeligen Herrlein ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, der sie gewaltig erschreckte. Sie zogen die Köpfe ein und schlichen sich aus dem Speisesaale. Das Tischgebet aber vergaßen sie nie mehr.

21.

Belohnte Wohlthätigkeit.

Es war an einem Samstag Abend, der Engel des Herrn wurde geläutet, da stand in einem kleinen von einem Taglöhner bewohnten Bauernhause die ganze Familie, Mann, Frau und Kinder, auf und beteten den Engel des Herrn. Während des Betens hatte sich ein Mann bis an den Eingang des kleinen Hauses geschlichen und war dann, die alte Kappe in der Hand, draußen stehen geblieben, damit er das Gebet nicht störe. Darauf drückte sich der Mann wie schüchtern und zweifelnd zur Hütte herein und grüßte mit dem üblichen Christengruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit, Amen!" war die gemeinsame Antwort.

Die Lisbeth, so hieß die Frau, und ihr Mann schienen von dem unerwarteten Besuch eben nicht

angenehm berührt, jedoch reichte Joseph dem Ankömmling die Hand und Lisbeth schob ihm einen Holzstuhl hin. Es war ein sehr ärmlich gekleideter, hagerer, blasser, verwildert aussehender Mann, der keine Schuhe an den Füßen und etwas Unstätes in seinem Benehmen hat. „Nun, wie geht's, Niklas?" fragte der Hausvater den Gast. „Du siehst ja heute ganz finster und traurig drein, als ob's schlechtes Wetter bei Dir in Deinem Hause wäre. Was fangen die Vögel an?"

„Schlecht Wetter? Ja, schlecht Wetter genug," antwortete der Vogelfänger, „der Handel geht gar nicht mehr; nichts zu beißen und nichts zu nagen, — eine hungrige Frau und nach Brod schreiende Kinder, von mir selbst nicht zu sprechen." Er schaute dabei begierig nach dem brodelnden Topfe mit der Kartoffelsuppe auf dem Heerde, und man sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, was er nicht herausbringen konnte.

„Ist denn mit der Musik auch nichts mehr zu machen?" fragte der Taglöhner weiter. „Ihr wißt doch, daß es mit der Musik zu Zeiten nur ein Nebenverdienst ist, der nicht lange anhält."

„Also Du bist wieder ganz abgebrannt, Niklas?"

„Völlig abgebrannt; kein Stück Brod im Haus, keinen Pfennig Geld, und wer im ganzen Dorfe borgt dem armen Niklas? Kein Mensch mehr!"

„Es wäre auch gescheider, Du suchtest andere Arbeit," sagte jetzt Lisbeth mitleidsvoll, aber doch ernst. „Mit der elenden Vogelfängerei, das ist nichts, und Musikanten kommen nie zu Brod."

„Binnen sechs Wochen fangen die Kirchweihen wieder an, und bald kommt auch der Vogelfang," antwortete Niklas.

Alle schwiegen, denn mit dem Unglücklichen war in dieser Beziehung nichts zu machen, man konnte sich ihn als einen ordentlichen, regelmäßigen Arbeiter kaum denken.

Unterdessen hatte die Lisbeth den Tisch zurecht gemacht und die Abendsuppe hingestellt. „Du kannst wohl mitessen," sagte sie zu Niklas, „die warme Suppe thut Dir gut!"

„Ich danke, wahrhaftig ich danke," sagte Niklas, starr vor sich hinsehend. „Was nützt's, daß ich esse, haben die daheim doch nicht einmal ein Stück trocken Brod. Morgen ist Sonntag, und keinen Heller Geld im Haus!" stieß er ganz verzweifelt heraus. „Sag, Joseph, kannst Du mir nicht für ein Brod borgen?" fragte er plötzlich nach langem Schweigen. „Einen Blutfinken hab' ich noch, einen prächtigen Blutfinken, den will ich Dir so lange in die Stube hängen, bis ich Dir das Geld zurückzahlen kann."

„Mein Gott," klagte die Lisbeth, „wie können wir armen Leute noch Geld ausborgen, wir, die wir uns selbst auf's Aeußerste behelfen müssen, um von einem Tag zum andern zu kommen."

Joseph hielt es nicht für gerathen, seiner Frau hierin zu widersprechen, und der arme Niklas mußte weggehen, wie er gekommen war, nachdem ihm die Lisbeth — schon zum wie vielsten Mal eine lange Predigt gehalten über den einfältigen Vogelfang und die dumme Musik, und daß er

sich, wie ihr Mann, nach einer andern ständigen Arbeit umsehen müsse.

Als man nun im Hause des Taglöhners zu Nacht gegessen hatte und die Kinder zu Bette gebracht waren, und der Hausvater noch immer sinnend am Tische saß, fing er wieder vom Niklas an: „Was meinst Du, Lisbeth, wenn wir diesen Abend doch einmal ein gutes Werk thäten? Wenn es uns auch in dieser Woche ein wenig knapper ginge — desto mehr Verdienst bei Gott kommt dabei heraus.“ Dabei forschte er in den Augen seiner Frau, wie sie diesen Antrag wohl aufnehme; aber zu Worte kommen ließ er sie nicht. „Denke Dir, mit Frau und Kindern hungrig daheim sitzen und hungrig in den heiligen Sonntag hineingehen! Das ist doch hart, bitter, grausam, und eigentlich unchristlich für diejenigen, die noch etwas haben und nichts davon abgeben wollen. Dem Niklas kann doch eigentlich Niemand etwas Unrechtes nachsagen, es sei denn, er bezahle die Leute nicht, aber wer weiß, wie es uns ginge, wenn wir uns in gleicher Lage befänden. Und wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. — Sag', Lisbeth, wenn wir diesen Abend kein Brod im Hause hätten und auch für morgen nichts, gar nichts, wie würde uns da zu Muthe sein? Und das muß ich Dir sagen, das hat mir am Niklas doch gefallen, wollte er doch lieber auch selbst nichts essen, wenn die Seinigen nicht auch etwas zu essen hätten. Was meinst Du, Lisbeth, wir wollen doch mit dem armen Kerl theilen, damit er doch wenigstens morgen Sonntag halten kann, wie andere Christenmenschen auch?“

„Aber," fiel Lisbeth, jetzt schon halb besiegt, ihrem Manne in's Wort, „er gibt nichts wieder, wenn er's auch verspricht, und" — — „Nein, wir wollen's ihm nicht borgen", fiel Joseph ihr in's Wort, „o nein, schenken wollen wir es ihm in Gottes Namen. Wir wollen auch einmal ein gutes Werk thun. Geht Dir auch in dieser Woche dann etwas ab, das lohnt Gott mir und Dir an unseren Kindern in anderer Weise wieder."

„Schenken!" rief Lisbeth erschrocken.

„Ja, heute sind wir gesättigt und für morgen und übermorgen haben wir auch noch genug zu leben und Vorrath an Brod und Kartoffeln. Gib mir die fünf Silbergroschen für den Niklas, der doch noch viel ärmer ist als wir, und thu' auch eine Portion Kartoffel dazu."

„Um's Himmels willen!" rief Lisbeth, langte aber in die Tasche, zog mit einem bedenklichen Gesicht das Geld hervor, und gab auch die verlangten Kartoffel dazu.

Sofort eilte, ja lief Joseph die Gasse hinab auf Niklas Hütte zu, in welcher, obwohl es schon ganz dunkel war, kein Licht brannte, denn es war auch kein Oel mehr da für die Lampe. Lisbeth sah ihrem dahineilenden Manne nach und empfand in ihrem Herzen über ihn eine so unnennbare Freude, daß ihr einige dicke Thränentropfen über die Wangen flossen.

In der armen Hütte angekommen, tappte Joseph in der Dunkelheit nach dem Tische und legte das Fünfgroschenstück und die Kartoffeln darauf. Niklas saß mit den Seinigen düster und schweigend in der dunklen Stube.

„Hier für Brod und etwas für morgen!“ sagte Joseph mit erregter Stimme und war dann gleich wieder zur Thüre hinaus. Die Freude des Niklas war so groß, daß er, als seine Frau um Brod zu holen ins Dorf lief, hastig die Geige von der Wand nahm und die Melodie des Kirchenliedes „Großer Gott, wir loben Dich!“ anstimmte. —

Der Taglöhner und seine Frau waren jedenfalls an diesem Abend die Glücklichsten. Hatten sie doch auch einmal ein gutes Werk gethan und empfanden die Wonne des Wohlthuns.

Am andern Morgen, also Sonntag war's, als unser Herr Gott, der oft wunderlich die Schicksale und Wege des Menschen verknüpft, bereits schon begann, dem Taglöhner die Zinsen seines hergegebenen Capitals auszuzahlen. Das kam aber in ganz einfacher Weise.

Zwei Frauen trafen sich auf dem Kirchwege, es war Lisbeth und eine Nachbarin. „Aber sag doch, Lisbeth,“ fragte diese, „wo ist doch Euer Mann gestern Abend so eilig hingelaufen, als ob es hinter ihm gebrannt hätte?“

„Ja wo er hingelaufen? — Gertrud, wenn Ihr's wissen wollt! Gestern brachte er mir seinen Lohn für die letzten drei Tage nach Hause. Das sollte aushalten für die ganze Woche, denn bis zum nächsten Samstag nimmt er kein Geld mehr ein. Nun denkt Euch, da kommt der arme Niklas, als wir gerade den Engel des Herrn beteten, und er sah ganz hungrig und elend drein, das muß wahr sein, und wollte von uns fünf Silbergroschen für ein Brod borgen — von uns armen Leuten, die selbst nicht wußten wie und wovon wir bis

zum nächsten Samstag hausen sollten. Ich konnte ihm das Geld nicht geben, hatte ich doch selbst nur für die nächsten drei Tage Vorrath im Hause. Als aber der Niklas weg war, fing mein Mann an, so beweglich von dessen Noth zu sprechen und vom Christenthum, und daß der Niklas doch noch viel ärmer sei als wir und gar nichts habe, und schenken wollt' er's ihm, nicht borgen, daß er mit den Seinigen gestern Abend auch etwas habe und heute am heiligen Sonntag. Da konnte ich nicht anders, als was ich hatte, ehrlich mit dem noch ärmeren Niklas theilen. Seht, Gertrud, als er dann so freudig und eilig die Gasse hinuntergelaufen ist zum Niklas, da hat sich mir das Herz im Leibe rein umgedreht vor Freude. Ihr könnt Euch denken, wie die da unten auch froh geworden sind gestern Abend." Und die Lisbeth konnte gar kein Ende finden, ihren guten, braven Mann zu loben und herauszustreichen, und dabei liefen ihr die Augen über. Die Gertrud aber, des Lindenhalfen wackere Haushälterin, ging schweigend neben der Lisbeth und dachte sich das ihrige hinzu.

An demselben Mittag ging der Lindenhalfen, dem die Wirthschafterin beim Essen die Geschichte des Taglöhners erzählt hatte, nachdenklich durch die Stube, als ob er über etwas besonderes nachzudenken habe. Dieser Lindenhalfen war aber ein ganz absonderlicher Mann, ein echter Edelstein, der still heimlich viel Gutes that, ein rechtschaffener echt christlicher Mann, der das Herz am rechten Flecke hatte. Er war Wittwer, nicht mehr jung, ohne Kinder, und weil er ein vortrefflicher fleißiger Landwirth war und sein Ackergut wohl zu ver-

werthen verstand, hatte er sich ein bedeutendes Vermögen erworben und war jetzt ein reicher Bauersmann.

Plötzlich blieb er stehen und fragte die Wirthschafterin: „Sag mal, Gertrud, wo arbeitet der Joseph jetzt?" Sie nannte einige Bauern im Dorfe, wo er abwechselnd im Taglohn arbeitete.

„Kannst der Lisbeth sagen, ich habe auch ab und zu Arbeit für ihren Mann." — Weiter sagte er nichts, sondern bedachte bei sich, wie doch der Joseph ein sehr großes, weites Herz habe, daß er so seinen letzten Bissen mit einem noch Aermeren als er selber, theilen könne. Dann nahm er seinen Rosenkranz und sein Gebetbuch, um in die Christenlehre und Nachmittagsandacht zu gehen. Da hat er aber an dem Nachmittag besonders auf die kleinen Buben des Joseph geachtet, wie sie immer die Finger erhoben und ihnen dann die Antworten so recht vom Munde flossen. Auch hat er manchmal seitwärts nach ihrem Vater, den Joseph hingesehen, wie er so recht aufmerksam zuhörte.

Wenige Wochen später trat Joseph beim Lindenhalfen in Taglohn und hat recht fleißig und gut gearbeitet, so zwar, als thue er die Arbeit für sich selbst. Das hat dem Lindenhalfen gar wohl gefallen. Dafür gab er ihm auch einen guten Lohn und manches vertrauliche Wort, was dem Joseph große Freude machte. Auch die Lisbeth erhielt noch nebenbei manchen Korb Kartoffel und Gemüse aus dem Garten, aus welchen Gründen, darüber hat sie niemals nachgedacht. Das dauerte so mehrere Jahre.

Mittlerweile waren die beiden Buben des Joseph für ihr Alter sehr groß und stark geworden und wurden jetzt zu Ostern aus der Schule entlassen, so daß dem Vater die Sorge kam, was er denn nun mit ihnen machen solle. Er wagte es aber nicht, dem Linderhalfen etwas davon zu sagen; dieser aber hatte längst seine Gedanken in Ordnung.

„Sage, Joseph," so redete er diesen eines Tages an, „was gedenkst du mit deinen beiden Jungen anzufangen?"

„Ja, Baas, was soll ich mit ihnen anfangen? das frage ich mich schon längst. Ich sehe kein anderes Mittel, als sie irgend bei braven Bauersleuten unterzubringen, damit sie lernen, ihr Brod verdienen, denn das müssen sie doch. Zwar lieber wäre es mir und den Buben auch, wenn sie ein ordentliches Handwerk lernen könnten, aber das hält unser Eins nicht aus, dafür haben wir die Mittel nicht."

„So, also ein Handwerk möchten sie lernen?" versetzte ruhig der Lindenhalfen. „Weißt Du was, Joseph? Die beiden Jungen gefallen mir, sie sind brav, fleißig und gescheidt. Wie wäre es, wenn ich dafür sorgte?" — Der Joseph schaute auf und sah zweifelnd den Halfen an. — „Aber, Baas, Ihr wißt, ich bin ein armer Taglöhner und kann Euch nichts wiedergeben." Er stockte.

„Nun, dann mag dies unser Herrgott thun. Wenn die Jungen nur brav bleiben, so wie sie jetzt sind. Laß sie nur ein Handwerk wählen und das Weitere wird sich finden."

Damit drehte der Baas sich um und ging rasch weiter, Joseph aber faltete die Hände zum Gebete. — Er wußte, daß man über solche Dinge mit dem trefflichen Halfen nicht weiter reden durfte. Es pochte aber sein Herz in lauten Schlägen vor freudiger Rührung, die Thränen quollen ihm aus den Augen, und er konnte die Zeit kaum abwarten, wo er daheim bei seiner Lisbeth seine Freude konnte laut werden lassen, welcher er dann auch während der Feierstunde jubelnd sein Glück verkündete.

Kurze Zeit nachher waren die beiden Jungen bei christlichen Meistern gut untergebracht. Geredet wurde über die ganze Angelegenheit nicht viel zwischen Herrn und Knecht, so wollte es der Baas, welcher sich fleißig nach den Lehrbuben erkundigte. Die Meister äußerten sich zufrieden.

Sie hatten aber ihre Lehrzeit noch nicht um, da wurde Joseph in Folge eines schlimmen Fiebers recht krank. „Laß Du nur Gott sorgen", mahnte und tröstete der Halfen am Krankenbette des jammernden Arbeiters, „er verläßt die Seinen nicht." — Alles, was nöthig war, mußte vom Hofe herbeigeschafft werden, so hatte es der Halfen angeordnet. Die Lisbeth sollte dafür beim Lindenhalfen nach ihren Kräften helfen und arbeiten, aber das war nur zum Schein von ihm angeordnet, damit sie glauben sollte, sie verdiene das zum Theil selbst ab.

Die Krankheit ging aber leider in ein schleichendes Auszehrungsfieber über. Wie ein Abgesandter des Himmels ging der Lindenhalfen in der Hütte des armen Taglöhners ein und aus,

tröstete, ermuthigte und betete mit dem kranken Joseph, an dessen Krankenlager die treue Lisbeth mit echt christlicher Liebe ausharrte und ihn pflegte noch viel herzlicher und inniger, als sie in gesunden Tagen ihn gepflegt hatte.

An einem Nachmittage saß der wackere Baas wieder einmal am Bette seines treuen Arbeiters, der in den letzten Tagen das rasche Sinken seiner Lebenskräfte mit bangen Sorgen wahrgenommen hatte und einsah, daß jetzt nicht mehr an ein Aufkommen zu denken sei. „Nun Joseph", hub der Baas nach einer Weile an, „Du bist ja heute gar so traurig und niedergeschlagen; sag mir doch offen und gerade heraus, was Du auf dem Herzen hast und was Dich also bekümmert!"

„Es geht mit mir zu Ende, das fühle ich nur gar zu gut." —

„Bist Du denn nicht gerne bereit zum Sterben, wenn es so Gottes heiliger Wille ist?"

„O, was mich selbst betrifft, wohl, Baas, ich hoffe und vertraue auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, aber was soll aus den Meinigen werden, wenn ich todt bin? — Seht, Baas, das allein macht mir das Sterben schwer."

Der Lindenhalfen schwieg eine Weile, denn das war so seine Gewohnheit. Er sprach nie über die Wohlthaten, die er zu spenden im Sinne führte, hier mußte er aber eine Ausnahme machen. „Aber sind die Deinigen nicht auch nach Deinem Tode in Gottes Hand, und wird der liebe Gott nicht Mittel und Wege zu finden wissen, wie er den Deinigen zu Hilfe kommt? Oder hat er

nicht auch bei Deinen Lebzeiten für Euch Alle gesorgt, daß Euch das Nöthige nicht fehle?"

„Ach Gott, ja gewiß hat er wohl gesorgt, und dazu für uns armen Leuten, die, um den Himmel zu verdienen, so recht Nichts thun können. Wann hat Unsereins denn je einmal etwas Gutes gethan, um Anderen helfen zu können? Man war ja schon froh, den Seinigen leidlich das Leben zu fristen."

Das Auge des Halfen ruhte mit stiller Bewunderung auf dem bleichen Gesichte des treuen Arbeiters. Diese Gesinnung hatte er gesucht, diese gottergebene Demuth des Christen. Nun war er mit seinem Entschlusse fertig.

„Du hast unnöthige Sorge um die Deinen gehabt", hob er an. „Gott hat bereits vorgesorgt mehr als Du denken kannst. Wie Deine Krankheit auslaufen würde, habe ich lange vorausgesehen. Stirb deshalb nur getrost und zufrieden, wenn Dich nichts Anderes drückt. Sieh, ich habe keine Kinder, ich bin allein und werde allmählich alt, ich will den Deinigen fortan Vater sein und nehme deine beiden Buben zu mir. Die Lisbeth ist noch rüstig und kann einstweilen noch ihr Brod verdienen. Bei ihr bleibt dann das Mädchen, und Du weißt, im Stiche lasse ich auch die Lisbeth nicht."

„O Baas, Baas! Gott möge es Euch tausendfach vergelten! Ich kann nichts mehr für Euch schaffen, aber am Throne Gottes" — und Thränen erstickten seine Stimme.

„Ja sieh, Joseph", sagte der Halfen, „der liebe Gott zahlt Dir damit die Zinsen von dem,

was Du ihm einst geliehen hast. Er läßt nichts Gutes unbelohnt."

„Ich unserem Herrgott geliehen! — Zinsen? — Wie meint Ihr das, Baas?"

„Weißt Du noch, wie Du an einem Samstag Abend dem armen Niklas Dein halbes baares Vermögen, Dein halbes Hab und Gut zugetragen hast, damit er am folgenden Sonntag für sich und die Seinigen Brod und etwas zu essen habe? Sieh, das hat Gott dort oben Dir angeschrieben als Kapital und mich damit beauftragt, Dir schon Zeit Deines Lebens die Zinsen zu zahlen und nach Deinem Tode den Deinigen das ganze Kapital."

Damit war der Lindenhalfen rasch zur Thüre hinaus und ließ den Kranken in freudiger Verwunderung, dann innig betend zurück.

Es versteht sich von selbst, daß der Lindenhalfen sein Versprechen gehalten hat. Der hat sich indessen durch sein stilles Wohlthun ein gewaltiges Kapital für dort oben zusammengebracht.

22.

Heroismus eines zwölfjährigen Knaben.

In einer schlecht erleuchteten, niederen Stube in der Stadt Paris befanden sich an einem Sonntag Abend einige Savoyarden-Knaben, deren Hände und Gesichter von Ruß geschwärzt waren. Es waren kleine Schornsteinfeger, wie sie sich in

den größeren Städten Frankreichs in Menge finden. Sie standen schweigend zusammen in einer Ecke und richteten ihre gierigen Blicke auf einen brodelnden Kessel, aus welchem der Dunst der Abendsuppe sich einladend verbreitete.

„Wird Franz denn noch nicht heimkehren?“ ließ sich die kreischende Stimme einer Frau vernehmen. „Der läßt wieder lange auf sich warten, Ihr solltet jetzt schon lange zu Bette sein!“ Die armen zitternden Knaben schwiegen. Darüber trat ein finsterer Mann ein, dessen Anblick die Jungen mit neuem Schrecken erfüllte. Gleichsam der Eine beim Andern Schutz suchend, drängten sie sich in ihrer Ecke noch mehr zusammen.

„Seid Ihr alle da?“ fuhr er sie jetzt an mit rauher, harter Stimme. „Kommt bei und bringt mir das, was Ihr heute verdient habt. — Franz fehlt wieder, der Schlingel! — Wird er wieder, wie am vorigen Sonntage, nichts verdient haben, dann wehe ihm!“

Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Kleine trat ein, bleich wie der Tod, die Augen in Thränen gebadet. „Was hast Du heute verdient?“ herrschte der Mann den zitternden Knaben an. Franz schwieg und schluchzte. „Wirst Du bald antworten, Du Faulenzer?“ und er nahm eine Peitsche von der Wand, die dort an einem Nagel hing, eine Peitsche von Lederriemen, mit welcher er dem Knaben einige wuchtige Hiebe versetzte, deren jeder dem Armen einen lauten Schmerzensschrei erpreßte. „Meister,“ flehte das Kind, indem es sich vor Schmerz hin und her wand, „Meister, Ihr wißt doch, daß

heute Sonntag ist, und daß man Sonntags nicht arbeiten darf."

„Hier bei mir gilt weder Sonn- noch Feiertag, hier wird gearbeitet, und wenn ich Dir täglich Kost und Logie gebe, so geschicht das nur unter der Bedingung, daß Du täglich Deine Kost zahlst."

„Meister," wagte der weinende Knabe nochmals zu sagen, „der Herr Pfarrer hat mir gesagt, ich solle fleißig die Woche hindurch arbeiten, aber der Sonntag sei der Tag des Herrn, da dürfe man nicht arbeiten, da müsse man Gott dienen, nur das allein mache den Menschen glücklich in dieser und in jener Welt."

„Und ich sage Dir," erwiderte der böse, zornige Mann, „daß Gott will, daß ich die Faulenzer, die nicht arbeiten wollen, bestrafen soll. Heute wird Dir, Du frecher Wicht, eine Abendsuppe eingebrockt werden, deren Du Dich nächsten Sonntag noch erinnern wirst." Darauf schlug er wieder auf den Armen los, der sich winselnd vor Schmerz auf dem Boden wälzte. Von den schwarzblauen und blutigen Striemen der Peitschenhiebe blieb der mißhandelte Junge so gelähmt, daß er die ganze Woche hindurch nicht arbeiten konnte. Er suchte daher heimlich das Mitleid der Vorübergehenden durch einen bittenden Blick oder durch ein flehendes Wort zu bewegen, ihm eine Kleinigkeit zu geben, so daß er doch jeden Tag ungefähr so viel wie gewöhnlich heimbringen konnte. Weil Franz der fleißigste, geschickte und bravste unter den sechs verlassenen Savoyarden-Knaben war, die sich der geizige, rohe Patron anzueignen ge-

wußt, so verlangte er von diesem auch immer mehr als von den andern.

Den folgenden Sontagsmorgen wurde Franz wieder, wie gewöhnlich, mit seinen fünf Kameraden zur Arbeit ausgeschickt. Er zitterte an allen Gliedern bei dem Gedanken an das Loos, welches am Abend beim Nachhausekommen seiner warte. Er war aber fest entschlossen, dennoch nicht zu arbeiten, sondern seinem Gott zu dienen und auch vor dem gottvergessenen Meister kein Hehl daraus zu machen. Anstatt zur Arbeit ging er deshalb in eine weitentlegene Kirche, kniete dort in einer Ecke nieder, betete mit Inbrunst in seiner einfachen, kindlichen Weise und empfahl sein Schicksal Gott. Er hatte das feste Vertrauen, Gott werde ihn nicht verlassen, wenn er den Vorschriften der heiligen Kirche treu folge.

Der Tag verging unter den beständigen Qualen eines armen geängstigten Herzens, das seiner Verurtheilung und der ihm bevorstehenden qualvollen Strafe mit Furcht und Schrecken entgegensieht. Er mußte jedoch nach Hause gehen, denn er hatte ja kein anderes Heim und auf der Straße unter freiem Himmel konnte er doch nicht schlafen. Bebend öffnete er die Thüre. Durch die enge Stube verbreitete sich ein qualmender Dampf, welcher dem Kochtopfe entstieg, aus welchem soeben die Meisterin die Näpfchen der Knaben mit dicker Abendsuppe füllte. Der hartherzige Meister saß am Tische und hatte die schreckliche Peitsche neben sich zur Hand liegen, um den unglücklichen zuletzt heimkehrenden Franz damit zu züchtigen.

„Da ist er endlich," sagte er mit rauher Stimme und so drohendem Blick, daß die Knaben alle erschrocken zusammenfuhren, „was bringst Du?" — „Hier sind fünfzig Centimes, welche man mir gegeben hat. Es war heute Sonntag, da durfte ich nicht arbeiten." — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ihm auch schon der rohe Meister einen tüchtigen Peitschenhieb versetzte.

„Eigensinniger, fauler Bursche, hast Du mein Wort und meine Lehre, die ich Dir am vorigen Sonntag gegeben, schon vergessen? — Dann sollst Du heute eine Lektion haben, die Du nimmer vergessen wirst. Kommt her!" rief er den anderen Knaben zu, „stellt Euch dahin, Ihr sollt sehen, wie es dem ergeht, der nicht gehorcht." Nun ergriff er den armen Franz bei den Haaren und peitschte ihn so grausam, daß das Kind zuletzt besinnungslos zu den Füßen des Unmenschen liegen blieb. Darauf sprach er zu den anderen: „Jetzt wißt Ihr, was demjenigen bevorsteht, der sich gegen meinen Willen auflehnt. Was diesen da angeht, so soll er Euch diese Nacht durch seine Klagelieder nicht im Schlafe stören. Hebt ihn sogleich auf und werft ihn auf die Straße. Eine Nacht in der frischen, kalten Luft wird ihm heilsam sein."

Mehr todt als lebendig lag nun der arme, unmenschlich mißhandelte Knabe auf dem Straßenpflaster, ächzend und stöhnend vor Schmerz, Hunger, Durst und Kälte. „Mein Gott," schluchzte endlich der Arme laut auf, „erbarme Dich meiner! Lieber

will ich doch sterben, als Deinen Geboten nicht gehorchen!"

In demselben Augenblicke ging ein ältlicher Herr vorüber. Er hörte das Gebet, vernahm das Stöhnen und Jammern, sah sich um und erblickte den Erbarmungswürdigen. Er fragte nach, und Franz erzählte ihm kurz, was ihm widerfahren sei. Sogleich sorgte der Herr für einen Wagen, und Franz, der weder gehen noch stehen konnte, wurde hineingehoben, und nun fuhr man zum Hause des edlen Mannes.

„Da bringe ich Dir ein armes wahrhaft christliches Kind, einen kleinen Martyrer des Glaubens", sagte der Herr, nachdem er Franz in einen reich ausgestatteten Saal hatte bringen lassen, in welchem sich eine ältliche Dame befand, deren Gesichtszüge die wohlwollendste Güte und ein edles, frommes Herz bekundeten. — „Der arme Knabe hat seit diesen Morgen früh noch nichts gegessen und ist grausam mit Peitschenhieben zerschlagen worden, weil er sich geweigert, Sonntags zu arbeiten, aber pflichtschuldig dem Gottesdienste beigewohnt hat." — Franz wurde sogleich in's Bett gebracht, und es geschah für ihn alles, was zärtliche Liebe und Sorgfalt nur eingeben konnte. So genaß denn auch Franz in kurzer Zeit und wurde wieder der frische blühende Knabe, der er gewesen, als er seine Heimath verließ.

Sein einfaches, offenes Wesen, sein echt christlicher Sinn, sein klarer Verstand und seine kindliche Liebenswürdigkeit machten ihn seinen Pflegeeltern von Tag zu Tag lieber und werther, so zwar, daß sie, die kinderlos waren, ihn wirklich

an Kindesstatt annahmen. Franz wurde mit großer Sorgfalt unterrichtet und ausgebildet, machte als Jüngling in seinen Studien glänzende Fortschritte und entsprach vollkommen den Wünschen derjenigen, die ihn wie ihren leiblichen Sohn liebten.

So gingen mehrere Jahre hin, und Franz war zu einem liebenswürdigen jungen Manne herangewachsen, der sich durch seine Kenntnisse und Bildung, mehr aber noch durch Frömmigkeit und Tugend auszeichnete. Er sah einer lachenden Zukunft entgegen, die allen seinen Wünschen entsprach. Mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue hatte er als Knabe seine Christenpflichten erfüllt trotz der größten Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten und die ein anderes Kind nicht so leicht überwunden haben würde, dafür aber hatte ihn Gott auch schon hier auf der Welt den Lohn finden lassen. Allein Glück und Reichthum, von welchen er umgeben, ließen ihn seine arme Mutter und blutarme Familie nicht vergessen, die er, der arme Savoyarden-Knabe, hatte verlassen müssen, um sich seinen kärglichen Lebensunterhalt in der Fremde zu verdienen. Jetzt zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dahin zurück, und so erlangte er denn endlich die Erlaubniß, die Seinigen in der Heimath aufzusuchen und das Dorf wieder zu sehen, wo er seine Kinderjahre bis zur ersten hl. Communion in der größten Dürftigkeit verlebt hatte.

Als er dort angelangt war, und der Wagen im Dorfe hielt, erkannte er sogleich unter der neugierigen Menge, die sich um seinen Wagen drängte, seine arme alte Mutter und seine Schwe-

stern. Auch der alte Pfarrer lebte noch, der ihn zur ersten hl. Communion geführt und dessen heilsame Lehren und fromme Ermahnungen so tiefen Eindruck auf sein kindliches, empfängliches Herz gemacht und so tiefe Wurzeln in demselben geschlagen hatten, daß sie für sein ganzes künftiges Leben entscheidend geworden. Mit inniger Freude und väterlicher Liebe umarmte der greise Priester sein treues Pfarrkind, als er dessen Lebensschicksale vernommen, und mit gerührtem Herzen dankte er dem lieben Gott, daß Er ihm in seinen alten Tagen noch diesen Trost geschenkt.

In dem Herzen des jungen Mannes war aber beim Wiedersehen dieses seinen geistlichen Vaters ein besonderer Wunsch, der, wenn vielleicht auch unbewußt, in seinem Herzen schlief, aufgewacht und ihm zum vollen Bewußtsein gekommen. Durch Gottes Gnade gezogen fühlte er in sich den Beruf und das Verlangen, sich auch dem Priesterstande zu widmen. Als er dieses seinem väterlichen Freunde offenbarte, rieth ihm derselbe, dieses sein Verlangen seinen Pflegeeltern in Paris sogleich bei seiner Rückkunft mitzutheilen und sich von denselben die Erlaubniß zum Studium der Theologie zu erbitten. Er folgte diesem Rathe, und unter Thränen der Freude, aber auch der Wehmuth, diesen ihnen so lieb und fast unentbehrlich gewordenen Pflegesohn künftig nicht mehr in ihrer Nähe zu haben, willigten sie ein; denn sie wollten um keinen Preis Gott das Opfer vorenthalten, welches er da von ihnen verlangte.

So ward denn Franz Priester, ein frommer, eifriger Priester, der jetzt als sorglicher Pfarrer

in einer sehr verwahrlosten Gemeinde segensreich wirkt. Seine alte Mutter hatte er aus der Heimath kommen lassen und zu sich genommen und hegt und pflegt sie, wie der liebreichste, zärtlichste Sohn es nur vermag.

O wonnig trauter Kinderglaube.
Du Engellaube,
Du lilienreine Himmelstaube!
O würdest du des Zweifels Schlangen
Doch nie zum Raube,
Und wenn sie züngelnd dich umschlingen,
Dann möchtest du die Kraft erlangen,
Dich loszuringen,
Und von der Gnade Arm umfangen
„Scio, cui credidi“ zu singen!

23.

Das Muttersöhnlein.

Herr Paul lebte mit seiner Frau sonst in gutem Frieden, der einzig und allein nur der Kinder wegen gestört wurde. Paul war ein besonnener strenger Vater, seine Frau aber leider eine unbesonnene dumme Mutter. Er sah den Kindern keinen Fehler nach, sie aber bemäntelte in ihrer Affenliebe die gröbsten Vergehungen.

Es kann keinen größeren Fehler in der Kindererziehung geben, als wenn die Eltern nicht eines Sinnes sind, oder wenn sie gar in Gegenwart der Kinder mit einander hadern, ihre Erziehung gegenseitig tadeln. Solche Kinder entarten gewiß, aber zum Nachtheile der Eltern selbst, welche die

Ruthenschläge, die sie an dem Kinde sparen, gar oft später von den eigenen Kindern erhalten.

Paul hatte fünf Kinder, einen Knaben und vier Mädchen, deren gute Erziehung ihm, wie schon gesagt, sehr am Herzen lag; doch konnte er sie nicht so leiten und handhaben wie er wollte, denn sein Geschäft gestattete ihm nur, Mittags und einige Abendstunden unter seinen Kindern zu weilen; oft rief es ihn tage-, ja wochenlang aus dem Hause. Er war Handelsmann.

Die Mutter hatte nun ihre ganze und recht blinde Liebe dem einzigen Söhnlein zugewendet, eben weil er das einzige war. Die armen Mädchen mußten das oft bitter erfahren. Das Fränzchen, so hieß der Knabe, mußte immer ihnen gegenüber recht haben, wenn er auch die größten Ausgelassenheiten beging. Die verblendete Mutter wußte ihn immer zu vertheidigen.

Eines Abends, als Vater Paul nach Hause kam, sah er, daß alle vier Mädchen rothgeweinte Augen hatten. Er stutzte darüber, rief die Kinder zu sich und fragte, warum sie geweint.

Da begannen die armen Kinder wieder zu schluchzen und zu weinen und wollten nicht gestehen, was geschehen war: denn sie fürchteten den Zorn der Mutter. Erst als diese sich auf einige Minuten entfernte, entdeckte das eine Mädchen, daß sie es nicht sagen durften, wenn es die Mutter höre. Franz sei sehr grob und abscheulich gewesen, habe im Zorne sie mit dem Stocke geschlagen, ihnen ihre Schulbücher und Schreibhefte mit Tinte beschmutzt und zerrissen und sie auf die ärgste Weise bei der Arbeit geneckt. Sie haben

es der Mutter geklagt, aber anstatt Recht und Schutz zu finden, habe die Mutter ihnen mit Schläge gedroht.

Indessen trat die Mutter ein. Der Vater rief den Knaben und hielt es ihm vor; der aber, verzogen wie er war, begann zu weinen und zu schreien.

„Aber sage mir doch, was hast Du denn mit dem armen Kinde?" fragte mit höchstem Unwillen die einfältige Mutter.

„Bis jetzt noch nichts," antwortete Paul ruhig, „wir wollen erst sehen. Geht, Kinder, und zeigt mir Euere Aufgaben."

Die Kinder gingen und brachten ihre Bücher, und Paul überzeugte sich, daß sie die Wahrheit gesprochen.

„Franz, komm her zu mir. Sage mir, wer hat denn die Sachen da so mit Schmutz und Tinte befleckt und sogar zerrissen?"

„Ich nicht!" schrie der böse Bube, zappelte mit Händen und Füßen und lief zur Mutter. Doch der Vater erwischte ihn noch und gewann Zeit, ihm mit der Ruthe einige Streiche zu geben. In größter Wuth sprang die Mutter dazwischen, entwand dem Vater die Ruthe, zog den Buben zu sich und schalt den Vater auf die unsinnigste Weise. „Was hast Du doch immer mit dem Knaben? Ja ich weiß es längst, daß er Dir ein Dorn im Auge ist. Nichts hat Fränzchen begangen. Er hat mit den vier verlogenen Dingern ein wenig gescherzt, sonst nichts. So ein Kind wird auch sehr schlagen können!" setzte sie bitter höhnend bei. „Diese empfindlichen

Dinger lügen Dich an, weil sie schon wissen, daß sie bei Dir allzeit Recht bekommen. — Komm, lieb Fränzchen, komm zu Deiner Mutter, Dein Vater kann Dich armes Kind halt nicht leiden; hast so auf der Welt Niemanden als Deine Mutter, die Dir gut ist. Armes Kind, wie würde man mit Dir umgehen, wenn ich nicht wäre!"

Was weiter geschah, kann man sich denken.

Einige Wochen später nahm Vater Paul, als er eben aus der Kirche kam, den Knaben her, gebot ihm, seine Schulsachen zu zeigen, fragte ihn nach dem und jenem, und da er weder in den Büchern Ordnung fand, noch eine Antwort von dem Knaben erhielt, befahl er, ihm zum Mittagessen nichts anderes zu geben, als einen Teller Suppe und ein Stück Brod. Und da der Bube in heftigen Zorn gerieth und sich höchst ungebührlich geberdete, ließ es der Vater auch nicht an körperlicher Strafe fehlen. Die Ursache alles dessen war, weil sowohl der Pfarrer als der Lehrer gegen den Buben geklagt hatten, sowohl wegen seiner groben Ausgelassenheit, als auch wegen seines Unfleißes.

Nun war aber die Mutter außer sich. Die Entziehung des Mittagessens konnte sie nicht verhindern, denn Paul hatte sich ernstlichst jeden Widerspruch verbeten und sein väterliches Ansehen zu wahren gewußt.

Nun ließ das tolle Weib seinen Zorn gegen Pfarrer und Lehrer aus und schimpfte in Gegenwart der Kinder auf beide den Kindern ehrwürdige Personen, so daß die vier Mädchen lautauf weinten. Alles Mahnen Pauls half nichts. So nahm er denn

Hut und Stock, um nur von dem wüthenden Weibe wegzukommen.

Kaum war er zum Hause hinaus, so bekam nun der ungezogene Bube alles Erdenkliche zu essen. Er überaß sich, als hätte er dem Vater einen Possen spielen wollen. Die Folge davon aber war, daß ihn eine Krankheit fast zum Sterben brachte.

Es wäre wahrlich nicht Schade um ihn gewesen, aber: Unkraut verdirbt nicht, sagt das Sprüchwort.

Das Ueble war, daß nun der Knabe, nachdem er genesen, doch lange kränkelte und so gegen jede Strafe gleichsam geschützt war. Alle seine Untugenden und Unarten wußte die Mutter zu verheimlichen oder zu entschuldigen und das Muttersöhnchen in Schutz zu nehmen.

So wuchs Franz heran: man gab ihn in die Lehre, aber es geschah, daß ihn kein Meister behalten wollte, obwohl die verblendete Mutter alles zudeckte, was ihr verdorbener Sohn that. Da und dort zahlte sie, was er entwendet oder verdorben hatte, hier wieder legte sie alle Schuld auf den Meister und die Gesellen.

Man gab ihn in Schulen; er sollte studieren; auch da kam Klage auf Klage; aber alles lenkte die Mutter ab, und alle Welt mußte Unrecht haben, nur auf ihren Franz ließ sie nichts kommen.

Vater Paul, sonst ein braver, rechtschaffener Mann, durchblickte die ganze Sache; doch er war einerseits zu schwach, um dem Unwesen Einhalt zu thun, anderseits ließ es sein Geschäft nicht zu, und beides war Ursache, daß das Uebel

schon viel zu weit um sich gegriffen hatte, als daß er hätte entgegenwirken können. Kurz, der Gram ergriff ihn und zehrte am Marke seines Lebens, bevor noch alle seine Kinder versorgt waren. Er starb mit Thränen bitteren Schmerzes in den brechenden Augen.

Nothdürftig waren die vier Töchter verheirathet.

Franz hat sich endlich der Jägerei gewidmet und da er sich mehrmals im Interesse der Herrschaft, welcher er diente, gegen Waldfrevler und Wilddiebe mit Preisgebung seines Lebens ausgezeichnet hatte, bekam er eine Försterei, die ihm allenfalls ein Auskommen verschaffte. Diese Beschäftigung war ihm eben recht, das Herumschlendern in den Wäldern gefiel ihm, und dabei durfte er seinem rohen Gemüthe, demzufolge er oft den armen Holzsammlern Unheil bereitete, ungestraft freien Lauf lassen. Er war gefürchtet und gehaßt in der ganzen Gegend. Bei all seiner Rohheit hatte er doch noch so viel Gefühl, daß er seiner Mutter ein Stübchen in seinem Hause einräumte, freilich mehr deshalb, weil ihm nun das alte Weib Magd sein mußte. Verheirathet hat er sich nicht, dazu war er zu roh und entartet und allgemein gefürchtet und verabscheut.

Arme Mutter, wie schwer mußt du deine verkehrte Erziehung büßen!

Siehe, dort im einsamen Jägerhause sitzt in einem Winkel, zusammengekrümmt von Hunger und Jammer, das alte Weib und harret mit Angst und Bangen der Heimkunft ihres Sohnes. Oed und still ist's um das einsame Försterhaus, in welchem sich kein lebendes Wesen befindet als die

alte Mutter und zwei Kettenhunde, die vor Hunger heulen.

Endlich kommt der gottvergessene Sohn — aber in welch fürchterlichem Zustande! Es war Nacht. Unterwegs hatten ihm die über seine Rohheiten entrüsteten Leute aus der Nachbarschaft aufgelauert und ihm einmal einen Denkzettel angehängt. Er blutete aus mehreren Wunden. Da er seinen Zorn nicht an jenen auslassen konnte, ließ er ihn an seiner Mutter aus. Die beklagenswerthe Frau konnte ihm nichts zu essen vorsetzen, sie hatte selbst nichts, ihren Hunger zu stillen. Darüber tobte nun der Wütherich. Ihre mitleidigen Fragen über seine Wunden hielt er für Hohn, und sein Zorn ging so weit, daß er seine Mutter thätlich mißhandelte. — Das brach ihre Lebenskraft vollends — nach einigen Wochen war sie, von Alter, Gram und Kränkungen getödtet — eine Leiche.

Einige Tage nachher fand man den Förster im Dickicht des Waldes todt in seinem Blute — ein Opfer der Rache.

In aller Stille trugen ihn einige Männer zum Kirchhofe, wo der Pfarrer die Leiche in aller Stille einsegnete.

24.

Die zwei Kronen.

Carl V., König von Frankreich, zubenannt der Weise, lag im Jahre 1380 auf dem Sterbebette.

Schon hatte er sich ausgesöhnt mit Gott im heiligen Bußsakramente, schon hatte er genossen die himmlische Wegzehr, von welcher gestärkt der Christ ruhig und voll Zuversicht die Reise in das Land der Ewigkeit antritt. Keine Spur von Todesfurcht zeigte sich auf dem bleichen Angesichte, in seinen Zügen war die Hoffnung des gläubigen, die Ruhe des ergebenen Herzens ausgeprägt. Zur Rechten des Sterbebettes kniete der Bischof von Paris, zur Linken der Abt von Saint Denis — betend, sie sprachen von Zeit zu Zeit Worte des Trostes zu dem Scheidenden und blickten mit thränennassen Augen auf ihn hin.

Da hob Carl das Haupt und sprach mit Ruhe und Fassung: „Meine Freunde! Bringet mir doch die größten meiner Königsschätze, bringet mir die Dornenkrone des Erlösers und die Königskrone Frankreichs. Noch einmal soll mein Auge sie anschauen, bevor es sich schließt zum Todesschlummer.“ Und die Beiden eilten hinweg, den Wunsch des sterbenden Königs zu erfüllen; und der Bischof brachte die Dornenkrone, der Abt aber die goldene Königskrone.

Der König nahm alsbald die Dornenkrone voll Ehrfurcht in die Hand und hob sie an seine Lippen und netzte sie mit seinen Thränen, er hieß sie mit dem Purpurkissen an den Rand des Bettes stellen, auf daß sein brechendes Auge noch auf sie gerichtet sein möge. Die Königskrone aber ließ er zu seinen Füßen niedersetzen. Und auf die Dornenkrone blickend, redete er sie also an: „O kostbare Krone des Königs der Könige! Diadem des Gottessohnes! Du Unterpfand des

Heiles! wie lieblich ist die Erquickung, so du gewährst! O möge der, mit dessen Blut du getränkt bist, mir also gnädig sein, wie mein Herz sich erfreut an deinem Anblicke! Längst bist du abgenommen von dem wunden und bluttriefenden Haupte des Mannes der Schmerzen, und dieses trägt nun die ewige Himmelskrone, welche die Sonne überstrahlt an Glanz und die köstlichsten Edelsteine der Erde übertrifft an Werth! Wohl dem, der die Dornenkrone trug im Leben wie sein Erlöser, denn er wird nach dem Tode auch die Himmelskrone tragen. Dort verliert die Krone ihre Schwere, die Dornen verlieren ihre Spitzen, und das Holz wird in Gold und Edelsteine verwandelt. Wohl dem, der die Dornenkrone getragen!"

„Dornenkrone, auf dir ruht mein Blick mit Wehmuth! Du drücktest so schwer das müde Haupt des Erlösers, das keinen Platz fand, um auszuruhen! Deine Dornen stachen tief und schmerzlich und du pressest dem Manne der Schmerzen Blut aus, und dieses Blut floß auch für mich. O mein Erlöser, laß es nicht vergeblich für mich geflossen sein!"

„Dornenkrone, auf dir ruht mein Blick mit Freude! Deine Dornen erstachen meine Sünden und weckten mein Leben; deine Schwere drückte mein Wehe nieder und öffneten mir die Pforte zu den ewigen Freuden! — Der dich zuerst trug, wird längst nicht mehr durch dich gepeinigt, er trägt nun die Ehrenkrone, so wie auch das Spottrohr in den Himmelsscepter verwandelt ist, und wer dich trug, wie der Erlöser, wird auch seine

Ehrenkrone tragen. — Wohl mir, daß du auch mein Haupt drücktest! Oft sträubte ich mich und mußte dich doch hinnehmen; wohl mir, daß ich dich auf meinem Haupte trug! Ein Engel setzte sie mir auf, ein anderer Engel will sie mir nun abnehmen auf immer! — Dornenkrone, ja auf dir ruht mein Blick mit Freude!"

Dann wendete sich Carls Blick auf die Königskrone zu seinen Füßen und er sprach:

„O Krone Frankreichs, wie bist du kostbar und doch so gering! Kostbar in Anbetracht des Geheimnisses der Gerechtigkeit, so du in dir fassest, aber gering und über Alles gering in Ansehung der Last, Mühe, Kümmerniß, Angst und Sorgen des Herzens und Gefahren der Seele, so du denen bereitest, die dich tragen; und wen etwa nach dir gelüstet, der ließe dich besser im Staube liegen, als daß er dich auf sein Haupt erhöbe."

„Königskrone, wie bist du so kostbar, wie glänzt dein Gold, wie strahlen deine Edelsteine und ziehen die Gerechten an sich, wie die Blumen der Sonne sich zuwenden, und sie verscheuchen die Bösen, wie Nachtvögel das Tageslicht fliehen; sie leuchten in die Nacht des Frevels und bringen das verborgene Verdienst an das Licht! und doch wieder so gering und eitel bist du, Königskrone! Dein Gold ist todte Erde, wie alles Gold, und deine Edelsteine verbreiten nur Flitterschein! Königskrone, du bist von Gold und eben darum so schwer und drückend! Manches Haupt sank ohnmächtig nieder unter dir. Deine Edelsteine strahlen blendend und werden hochgeschätzt von den Menschenkindern, darum streben der Neid und der

Haß deinen Glanz zu verdunkeln, darum sinnen die Habsucht und die Hoffart, dich dem rechtmäßigen Besitzer zu rauben. Wie bist du so schwer und drückend, außen voll Glanz, innen voll Dornen! — Königskrone, wie bist du so gefährlich! Am Golde hängt das Herz, dem Auge gefällt der Edelsteine Glanz; doch das Gold ist Erde, aber das Herz soll im Himmel sein; der Glanz blendet das Auge, aber das Königsauge muß hell sein, daß es den Frevel entdecke, den Feind gewahre, das Verdienst auffinde und immerdar das Recht sehe."

„Wohl mir, daß ich nebst der Königskrone auch die Dornenkrone trug; denn diese lehrte mich, des Goldes Werth minder schätzen und milderte den Glanz der Edelsteine. — Goldene, glänzende Königskrone, von dir wird mir der Abschied nicht schwer!"

So sprach der König mit dem Aufwand seiner letzten Kräfte. Und als er es gesprochen, da wurden seine Lippen blaß und sein Mund verstummte. Sein starres Auge blickte nicht mehr zur Königskrone, sein letzter Blick ruhte auf der Dornenkrone.

Und nun noch etwas von dieser Dornenkrone, welche der göttliche Erlöser bei seinem Kreuzesopfer getragen.

Die Dornenkrone.

Unter dem Schutze des Kaisers Constantin des Großen ruhte die Kirche in tiefem Frieden. Da dieser Fürst durch die wunderbare Kraft des

Kreuzes über seine Feinde gesiegt hatte, war er stets voll des innigsten Dankgefühls gegen Denjenigen, der dem Kreuze durch seinen Tod diese Kraft verliehen hatte. Daher seine hohe Verehrung für die Orte, wo die Erlösung der Menschheit vollbracht worden war. Er entwarf sogar den Plan zu einer prachtvollen Kirche in Jerusalem.

Die Mutter dieses Kaisers, die heilige Helena, hatte, wie er, eine große Andacht zu den heiligen Orten; um diese nun zu befriedigen, machte sie im Jahre 326 eine Reise nach Palästina, obgleich sie beinahe schon achtzig Jahre alt war. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem fühlte sie sich von glühender Liebe entflammt, das heilige Kreuz, an welchem Jesus Christus für unsere Sünden gelitten, aufzufinden; allein jede Spur davon war verschwunden.

Die Heiden hatten aus Haß gegen das Christenthum alles versucht, um den Ort, wo der Leichnam unseres Heilandes bis zur Auferstehung begraben gelegen, unkennbar zu machen. Nicht zufrieden, ihn mit einem großen Steinhaufen überdeckt zu haben, hatten sie auch noch der Venus einen Tempel erbaut, um die Christen von diesem Orte zurückzuscheuchen.

Helena, fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um ihr frommes Unternehmen zu einem glücklichen Ziele zu führen, zog sowohl bei den Einwohnern Jerusalems, als bei allen jenen, von denen sie Etwas zu erfahren hoffte, Erkundigungen ein. Man sagte ihr, wenn sie das Grab des Heilandes entdecken könnte, würde sie unfehlbar

auch die Werkzeuge seines Todes finden; denn bei den Juden war es Gebrauch, eine Grube neben dem Orte zu graben, wo der Leib der Hingerichteten beerdigt wurde, und Alles, was zu ihrer Hinrichtung gedient hatte, in dieselbe hineinzuwerfen, denn diese Dinge waren ein Gegenstand des Abscheues und des Schreckens.

Die fromme Kaiserin ließ alsbald den Götzentempel niederreißen. Man reinigte den Ort und fing an, die Erde wegzuräumen, und endlich entdeckte man das heilige Grab. Es fanden sich zugleich drei Kreuze vor sammt den Nägeln, mit denen der Leib des Erlösers angeheftet war, und die Inschrift, die oben am Kreuze angebracht war; auch die Lanze wurde aufgefunden, womit seine Seite geöffnet worden, und ohne Zweifel auch die Dornenkrone.

Man konnte leicht erkennen, daß eines dieser Kreuze jenes sein mußte, welches man suchte, und daß die anderen jene der beiden mitgekreuzigten Missethäter waren. Allein man wußte sie nicht zu unterscheiden, weil die Inschrift vom Kreuze getrennt war. Da ließ Makarius, der Bischof von Jerusalem, die drei Kreuze zu einer vornehmen Frau tragen, die in den letzten Zügen lag. Dann wandte er sich in inbrünstigem Gebete zu Gott und berührte die Kranke mit den zwei ersten Kreuzen, ohne die geringste Wirkung; als aber die Kranke mit dem dritten Kreuze berührt wurde, ward sie plötzlich vollkommen gesund.

Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, was mit dem heiligen Kreuze ferner geschah, es handelt sich hier nur um die Dornenkrone.

Die Dornenkrone war nach Constantinopel gebracht worden. Während der Abwesenheit des Königs Balduin II. im Jahre 1738 befanden sich die Reichsverweser in solcher Geldverlegenheit, daß sie von der Noth gezwungen wurden, selbst die verehrtesten Heiligthümer nicht zu schonen und sogar die Dornenkrone, welche einst dem Haupte des Erlösers aufgedrückt worden war, zuerst an mehrere Genueser und Venetianer und dann dem venetianischen Edlen Nicolao Quirino zu versetzen. Sie wurde in einer Kirche zu Constantinopel, welche den Venetianern gehörte, niedergelegt unter der Bedingung, daß sie bis zum November dort hinterlegt bleiben solle; werde aber bis dahin die darauf geliehene Summe nicht zurückgezahlt, so solle sie nach Venedig gebracht, dort dem Dogen vorgezeigt und vier weitere Monate verwahrt bleiben, wenn aber nach dieser Frist die Summe nicht zurückgezahlt worden, so solle Nicolao Quirino befugt sein, sie als volles Eigenthum zu betrachten.

Sobald Balduin von dieser Lage der Dinge unterrichtet worden war, bot er die Krone dem Könige Ludwig dem Heiligen von Frankreich, seinem Verwandten, als Geschenk an, wenn er mit einer bedeutenden Summe ihm zu Hilfe kommen wolle.

Hoch erfreut, seinem Reiche einen so kostbaren Schatz erwerben zu können, entschloß sich Ludwig, die gewünschte Summe aus seinem eigenen Vermögen zu geben, und sendete alsbald die Brüder Jakobus und Andreas vom Predigerorden, wovon der erste in Constantinopel Prior gewesen und die heilige

Dornenkrone oft gesehen hatte, als Gesandte in die griechische Hauptstadt, begleitet von einem Boten Balduin's, welcher den Großen des Reiches ein Schreiben überbrachte, worin sie angewiesen wurden, den Gesandten, die heilige Reliquie auszuliefern. Dieselbe befand sich noch in Constantinopel, weil die erste Zahlungsfrist noch nicht abgelaufen war.

Man kam mit den Venetianern überein, daß sie von den Gesandten nach Venedig gebracht werden solle in Begleitung von mehreren Venetianern und kaiserlichen Boten. Die Krone wurde nun in ein Kästchen gelegt, dasselbe unter vielen Thränen versiegelt und unter dem Wehklagen des Volkes, dem man sein so theures Heiligthum entführte, um die Zeit des Christfestes in das Schiff gebracht. Trotz der ungünstigen Jahreszeit und des Auflauerns feindlicher Griechen erreichte das Schiff glücklich Venedig, wo man ihm einen festlichen Empfang bereitete. Man legte nun die heilige, in dem versiegelten Kästchen eingeschlossene Krone in den Schatz des heiligen Markus, und während Bruder Andreas dabei zur Bewachung zurückblieb, eilte Jakobus mit dem kaiserlichen Boten zu dem Könige nach Frankreich, der die Nachricht, daß sie bis dahin gelangt, mit unbeschreiblicher Freude aufnahm. Sogleich wurde Jakobus mit den kaiserlichen Gesandten und in Begleitung anderer Boten, mit königlichem Schreiben versehen, zurückgesendet. Französische Kaufleute streckten auf Vorzeigung der königlichen Briefe die Summe vor, und so wurde denn das heilige Unterpfand ausgelöst.

Auf dem Rückwege nach Frankreich geleitete Gottes Schutz die Boten, so daß kein Unfall sie traf, kein Tropfen Regen sie benetzte, obgleich es oft stark regnete, wenn sie schon die Herberge erreicht hatten. Von Troyes aus ließen sie Ludwig ihre Ankunft melden.

Der König, seine Mutter und Brüder, der Erzbischof von Sens, der Bischof von Puy und andere Großen gingen ihnen entgegen. Zu Villeneuve l'Eveque, fünf Stunden von Sens, fanden sie den Schatz. Als der äußere hölzerne Kasten aufgeschlossen worden, zeigte sich ein silberner mit den Siegeln der Reichsverweser. Als sie hierauf die Siegel erbrochen hatten, fanden sie ein Kästchen vom reinsten Golde und in demselben die heilige Dornenkrone. Nun erhob sich ein Weinen und Wehklagen unter den Umstehenden: man glaubte den mit Dornen gekrönten Heiland vor sich zu sehen. Dann verschloß man dieselbe wieder und versiegelte sie mit dem königlichen Insiegel. Dies geschah am Feste des heiligen Laurentius, den 10. August 1238.

Am folgenden Tage wurde das heilige Kleinod nach Sens gebracht unter Herbeiströmung zahllosen Volkes. Beim Eintritte in die Stadt hoben der König und sein Bruder Robert, ohne Obergewänder und barfuß, sich die heilige Last auf die Schultern. Vor und hinter ihnen gingen Ritter, alle unbeschuht; ihnen entgegen kam die Geistlichkeit in prächtigem Ornat und die gesammte Bürgerschaft. Die ganze Stadt hallte wieder von Glockenklang und Orgelton und dem Jubel des Volkes. Die Häuser waren mit Teppichen

geschmückt und die Straßen mit Wachskerzen erleuchtet. Hierauf wurde die Reliquie in der Stephanskirche zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt.

Den folgenden Tag setzte der König die Reise nach der Hauptstadt fort. So näherte man sich Paris in ungeheuerer, immer wachsender Prozession, vorauf der Abt von Sanct Denis mit seinen Mönchen in ihren prächtigsten Gewändern. — Am achten Tage (18. August) gelangte man an die Stadtmauer, und errichtete außerhalb derselben, neben der Kirche des heiligen Antonius eine Tribüne, um von derselben das Kästchen der Volksmenge zu zeigen. Rings umher standen die Prälaten und der Clerus in Festgewändern mit den Reliquien der Heiligen ihrer Kirchen. Hierauf trug der König und sein Bruder, unbeschuht und ohne Obergewänder, die heilige Reliquie in die Stadt unter dem Geläute aller Glocken. Die gesammte Geistlichkeit und die Ritterschaft gingen barfuß vorauf. Die Freude der Bürgerschaft war unbeschreiblich. Zuerst ging der Zug nach Notre-Dame, um Gott und der heiligen Jungfrau zu danken, dann setzte man den Schatz in der königlichen Burgkapelle des heiligen Nikolaus nieder. Es entstand nun ein ungeheuerer Volkszulauf nach Paris, Alle wollten die heilige Reliquie sehen und verehren. — Man betrachtete von nun an die heilige Krone als den Hort Frankreichs und die Ehre des ganzen Abendlandes. Zu ihrer Aufbewahrung erbaute König Ludwig in der Nähe seines Palastes eine eigene Kirche, „die heilige Kapelle“ genannt, wo er dann so manche Stunde

in Gebet und Thränen zubrachte, ja an jedem Donnerstage pflegte er barfuß die Kirche zu besuchen, auf den Knieen bis zum Altare hinzurutschen und auf dem Boden ausgestreckt das Kreuz zu küssen.

25.

Bruder und Schwester.

Es war eine kalte Winternacht. Todesstille herrschte in den sonst so belebten Straßen von Paris, denn an demselben Tage — es war der 21. Januar 1793 — war König Ludwig XVI. auf dem Eintrachtsplatze hingerichtet worden. Die Vorstadt Saint-Germain, wo vorzüglich die Anhänger des alten Königshauses wohnten, bot einen öden, düsteren Anblick, seine herrlichen Paläste waren verwüstet, einige sogar von den wüthenden Republikanern niedergerissen worden.

Eben hatten die Glocken die Mitternachtstunde angezeigt, als man einen Mann, dicht in einen Mantel gehüllt, schnell durch die Straße Saint-Dominique eilen sah. Er sah sich ängstlich nach allen Seiten um, wie ein von der Polizei verfolgter Dieb; bei dem geringsten Geräusch blieb er still stehen, horchte aufmerksam, bückte sich nieder oder zog sich in einen dunklen Winkel zurück, bis das verdächtige Geräusch sich wieder verloren hatte. Vor einem ärmlichen Hause angekommen, stand er wieder still, und erst als er sicher war,

unbeachtet zu sein, zog er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß geräuschlos die Thüre auf und schlüpfte in das Haus. Hastig, aber leise stieg er die dunkle Treppe hinan und pochte im obersten Stocke vorsichtig an eine kleine Thüre.

„Wer ist da?“ fragte eine Frauenstimme von innen.

„Joseph,“ antwortete der Mann im Mantel.

Die Frau öffnete jetzt vorsichtig und begrüßte freudig den Eintretenden. „Ach, gnädige Gräfin,“ — sagte Joseph — „ich bringe traurige Nachrichten. Und was macht der edle Herr?“

„Er schläft,“ sagte die Frau, „Gott sei Dank, die Krankheit scheint zu weichen; aber er ist noch so schwach, so hinfällig!“

„Und doch müssen Sie fort,“ rief Joseph, „heute noch, diesen Abend, augenblicklich müssen Sie Paris verlassen! Sie sind nicht mehr sicher; morgen vielleicht ist's zu spät, — Ihr Leben steht auf dem Spiele!“

„Es ist unmöglich, Joseph, mein Mann kann ja nicht aufstehen, wie soll er so eine Reise aushalten?“

„Gut, so mag der Herr Graf zurückbleiben, aber Sie, gnädige Frau, müssen reisen.“

„Ich? ich soll meinen Mann verlassen? Nie, Joseph, nie!“

„Aber, gnädige Frau, was soll aus Ihrer Tochter werden?“

„Großer Gott! meine Tochter, meine theuere Tochter! Was ist mit ihr?“

„Ich habe es Ihnen verhehlen wollen,“ sagte Joseph traurig, „jetzt muß ich es sagen. Ihre

Tochter ist nicht mehr auf Ihrem schönen Schlosse Mortignac, wo Sie dieselbe vor einem Jahre zurückließen, als Sie hieher kamen, um vielleicht Ihrem unglücklichen Könige helfen zu können. Ihre Unterthanen, Ihre Diener haben Ihnen mit Undank gelohnt. Für die unzähligen Wohlthaten, welche sie von Ihnen empfangen, haben die Elenden Ihr schönes Schloß in Brand gesteckt, und Ihre Tochter ist nur wie durch ein Wunder den Mörderhänden entkommen und hat sich in eine Bauernhütte zu meinem Bruder Peter geflüchtet, wo man sie jeden Augenblick finden und ergreifen kann."

„Mein Kind, mein Kind!" jammerte die Gräfin, „jetzt muß ich fort! Aber was soll aus meinem armen Manne werden?"

Joseph versprach, für ihn zu sorgen, wie für seinen eigenen Vater; er drang nun in die Gräfin, keinen Augenblick zu verlieren, und bald war sie in den von Joseph vorsorglich beigeschafften Bauernkleidern reisefertig. Der unglückliche Gatte schlief noch; leise trat sie an das Krankenbett und strich die blonden Haare aus dem bleichen, von tiefem Seelenkummer durchfurchten Gesichte des Kranken. Sie ergriff seine kalte Hand, heiße Thränen füllten ihre Augen, und innige Wünsche und Gebete, die nur Gott hörte, sprach ihr Herz, als sie schweigend Abschied nehmen mußte von dem geliebten langjährigen Gefährten ihrer Freuden und Leiden — Abschied, vielleicht auf immer! Sie wußte ja nicht, ob nicht, ehe sie ihn wiedersah, das Haupt des Gatten vielleicht unter jenem furchtbaren Beile gefallen sein würde, das in

jenen Tagen die edelsten Geschlechter nicht verschonte.

Mit blutendem Herzen riß sie sich los und folgte weinend ihrem Führer durch die einsamsten Straßen von Paris. Schon waren sie nahe dem Thore, da hörten sie erschreckt den schweren Tritt einer herannahenden Patrouille, und bald erschallte ein lautes: Werda!

„Seien Sie ohne Furcht!" sagte Joseph leise und trat dann muthig vor und gab sich für einen Bürgeroffizier aus, dessen Uniform er wirklich unter dem Mantel trug.

„Gut," sagte der Führer; „wer aber ist die Frau, die Bürgerin, die Du bei Dir hast?"

„Eine Krankenwärterin, die ich für einen verwundeten Patrioten geholt habe."

Die Patrouille ging weiter, und die Beiden setzten ihren Weg unbehelligt fort. Am Thore erwartete sie Josephs Bruder, Peter, ein treuer Landmann aus der Auvergne, der auch mit den nöthigen Pässen versehen war. Darin war Peter als Pächter Brutus und die Gräfin als Bürgerin Cornelia aufgeführt. Ein kleines Wägelchen nahm Beide auf und schnell rollten sie dahin, begleitet von den Segenswünschen des treuen Dieners Joseph.

Unter den größten Schwierigkeiten waren die beiden Reisenden bis nach Clermont in der Auvergne gekommen, und Dank der rührenden Sorgfalt unseres Pächters Peter allen drohenden Gefahren glücklich entgangen. Schon in wenigen Stunden sollte die Gräfin ihre Tochter in die Arme schließen. Aber nun wurde es Nacht; die

Wege wurden immer schlechter, der hohe Schnee erschwerte ungemein das Fortkommen, und ein schneidender Wind warf ihnen Eis und Schnee in's Gesicht. Es war unmöglich, den Weg zu erkennen, und ehe sie sich's versahen, steckten sie mitten in einer Windweh von Schnee. Das müde Pferd strengte sich vergeblich an, sich herauszuarbeiten; umsonst hob und schob und schrie und schlug Peter; man mußte den Tag erwarten. Die Gräfin war mehr todt als lebendig, und der endlich grauende Morgen brachte auch keine Hilfe. Das arme Pferd, erschöpft durch die furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage, lag todt im Schnee, und Peter mußte sich entschließen, sein Fuhrwerk im Stiche zu lassen und die halbtodte Gräfin auf die Arme zu nehmen.

Es war ein furchtbarer Marsch; bald stürzte Peter mit dem halben Leib in den Schnee, bald mußte er fürchten, auf glatten Stellen auszugleiten und er dankte Gott, als endlich nach zwei Stunden angestrengten Wanderns das Dach seiner Hütte, das Ziel ihrer Wanderung sich zeigte. Aber nun verließen doch den starken Mann die Kräfte, er sank mit seiner Last nieder in den Schnee und vermochte nicht wieder aufzustehen. Er mußte versuchen durch lautes Pfeifen womöglich die Seinen zu Hilfe zu rufen, und glücklicher Weise hatte die Frau das wohlbekannte Pfeifen ihres Mannes gehört und kam eilends mit den Kindern heraus gesprungen. Mit Hilfe derselben ward die Gräfin glücklich in's Haus getragen. Sie gab kaum noch schwache Lebenszeichen von sich,

und auch Peter fiel ohnmächtig um, als er die Stube betrat.

Aber als die Gräfin die Augen wieder aufschlug, strahlten ihr ein Paar andere leuchtende Augen entgegen, und ein liebes, bekanntes Gesicht war über sie gebeugt — es war ihre Tochter, die Wiedergefundene, Gerettete! Die Freude belebte die Lebensgeister der Mutter, sie richtete sich rasch auf, sie umklammerte mit den Armen die Tochter und Freudenthränen strömten über die Wangen Beider — sie hatten sich wieder.

Auch Peter hatte sich durch die liebevolle Pflege seiner Margaretha von seiner Ohnmacht wieder erholt, aber — o Jammer! jetzt zeigte es sich, daß er die Füße gänzlich erfroren hatte. Margaretha jammerte und die beiden Kinder Hieronymus und Johanna weinten laut; Peter aber war außer sich. „Was soll nun werden?" rief er trostlos. „Ich muß wieder nach Paris, ich muß; Joseph erwartet mich, ich hab ihm versprochen, ihm Nachricht zu bringen, ob hier alles ruhig ist, ob er den kranken Grafen hieherbringen soll!"

„Du schreibst, Vater", rieth Margaretha.

„Schreiben?" sagte der Vater. „Kann der Brief nicht in die Hände der Feinde des Grafen kommen? Kann das nicht unseren guten Herrn das Leben kosten? — Der gute Herr Graf, wie viel hat er für uns gethan, wie er noch im Glücke war. Er hat mir mein abgebranntes Häuschen wieder aufgebaut, die Frau Gräfin hat euch Kinder gekleidet, in die Schule geschickt, — nein, ich muß fort, ich muß ihn retten!"

Die ganze Familie war in schmerzlicher Aufregung; der arme Vater konnte ja kaum auf die erfrorenen, wunden Füße auftreten; wie sollte er den weiten Weg nach Paris bei dieser Kälte, in diesem Schnee zurücklegen? Es schien unmöglich; und doch mußte dem guten Grafen in Paris Nachricht gebracht werden.

Voll Betrübniß waren die Kinder den ganzen Tag im Hause herum geschlichen; es war ihnen schrecklich, daß der arme kranke Vater wieder fort sollte. In tiefe Gedanken versunken, hatte der zwölfjährige Hieronymus den Nachmittag am Kamin gesessen, und sich dann, als es dunkel war, leise fortgeschlichen in sein Kämmerlein. Dort fand ihn die Schwester Johanna, wie er seine Leyer — ein Saiteninstrument, wie es sich in jedem Hause der Auvergne findet — stimmte und alle die alten Musikstückchen probirte, die ihn der Vater und die Jugendgenossen gelehrt hatten.

„Was machst Du denn?" fragte die Schwester.

„Nichts."

„Du spielst ja aber. Wie kannst Du nur spielen, wenn der Vater so krank ist?"

„Das verstehst Du nicht", versetzte Hieronymus. „Höre einmal, Johanna, kann ich mich damit nicht vor den Leuten hören lassen? Es geht, dächte ich, ganz passabel."

„Ja ja — gab Johanna zu, — aber was soll das?"

„Johanna, — sagte der Bruder vertraulich — was meinst Du dazu — komm her, — ich muß Dir's heimlich sagen, was sagst Du dazu, wenn wir nun nach Paris gingen? Ich und Du, ich

mit der Leyer und Du mit dem Murmelthierchen, das so schön tanzen kann? Sind nicht Hunderte von unserem Alter schon dort gewesen?"

„Ja, Hieronymus, aber im Sommer; im Winter, bei dem hohen Schnee —"

„Bah, — unterbrach sie der Bruder — kannst Du nicht mehr fort, so trage ich Dich und Dein Murmelthier; ich bin ja ein starker Kerl. Sag mir nur, wie meine Leyerei klingt, — ich hab immer Angst —"

„Ach, nein, nein, — versetzte Johanna eifrig, — Du bist ein ganz vortrefflicher Spieler, und, weißt Du, mein Murmelthierchen tanzt am allerbesten, wenn Du spielst! Und die Thierchen verstehen's gewiß! — Ich geh' mit, wenn Du denkst."

„Komm, Johanna, wir wollen's dem Vater sagen, — morgen früh gehen wir fort."

„Warte noch, warte — rief Johanna — ich will erst mein Murmelthierchen holen; wir haben's so lange nicht tanzen lassen, seit der Vater fort ist; am Ende hat's das Tanzen verlernt, und wir bestehen schlecht."

Nachdem nun die Geschwister sich versichert hatten, daß sie mit ihren Künsten sich allenfalls könnten sehen lassen, gingen sie wieder hinunter und eröffneten dem erstaunten Vater ihre Absicht, an seiner Stelle nach Paris zu gehen.

„Ihr? — rief der Vater, — Ihr wollt den guten Grafen retten?"

„Hat er uns nicht in die Schule gehen lassen?" rief Hieronymus.

„Hat er nicht unser Haus aufgebaut? Hat er uns nicht so viele Wohlthaten erwiesen?“ eiferte Johanna.

„Und Ihr wollt im Winter den weiten Weg unternehmen?“ fragte der Vater. Die Kinder bejahten es, und nassen Auges reichte er ihnen die Hand. „Mutter, — sagte er — ich wüßte nichts, was mich so freute, als daß die Kinder so dankbar sind und für ihren Wohlthäter auch was Schweres übernehmen wollen!“

„Und für Dich, Vater! — riefen die Kinder wie aus einem Munde. — Dann kannst Du dableiben und Dich pflegen; wir werden schon nicht verderben.“

Am nächsten Morgen nahmen Bruder und Schwester unter den Segenswünschen Aller Abschied. Auch die Gräfin schloß die muthigen Kinder des Bauern in ihre Arme und flehte Gottes Segen auf sie herab, und deren Tochter Bianka mochte sich gar nicht trennen von der freundlichen Johanna, die sie in der kurzen Zeit ihres Hierseins so lieb gewonnen hatte. Der Vater konnte noch immer nicht aufstehen, die Mutter Margaretha aber begleitete sie ein gut Stück Weges, bis sie mit schwerem Herzen sich von ihren lieben Kindern trennte. Lange, lange sah sie ihnen nach, wie sie dahin zogen auf der schneebedeckten Straße, Hieronymus die Leyer auf dem Rücken am grünen Bande tragend, und Johanna mit dem Murmelthier im Kästchen.

So lange die Kinder die Mutter sahen, waren sie muthig weiter geschritten; jetzt, als Mutter und Heimath hinter dem nächsten Hügel ver-

schwanden, ward ihnen doch recht bang um's Herz. Johanna fing still zu weinen an, und Hieronymus hatte eben ihre Hand ergriffen, um sie theilnehmend zu trösten, da weckte sie ein lautes freudiges Gebell aus ihren trüben Gedanken. Sie sahen sich um, da kam in großen Sprüngen ihr treuer Hund Medard ihnen nachgeeilt, und als er sie erreicht hatte, sprang er freudig an ihnen hinan.

„Medard, Medard!" riefen die Kinder und konnten sich vor Freude kaum fassen, daß sie den Freund ihrer Jugend, den treuen Genossen ihrer Spiele, wieder um sich hatten. „Du gehst mit uns, Medard," sagte Hieronymus, den Hund freundlich streichelnd, „du sollst uns schützen, wer weiß, ob nicht der liebe Gott dich uns schickt."

Es war, als ob der Hund die Worte verstände, so verständig sah er mit seinen klaren Augen die Kinder an und sprang dann lustig ihnen voraus den Weg nach Paris.

„Vorwärts," rief Hieronymus, „daß wir nach Paris kommen!"

Ach, es war ein weiter, weiter Weg, und das Wort schneller gesprochen, als der Weg gemacht, der Weg durch Schnee und Eis in der Kälte des Winters! Und sie hatten wenigstens einen Monat zu Fuß zu gehen! Die ersten Tage hielten die frischen Kräfte wohl aus, und Bruder und Schwester meinten, es sei doch nicht so schwer, als sie sich's gedacht; als aber alle Tage dieselben Beschwerden wiederkehrten, und die Geschwister sich doch keinen Ruhetag gönnen wollten, um neue Kräfte zu sammeln, da kamen sie von Tag zu Tag Abends matter in der ärmlichen Herberge an, wo sie über-

nachten mußten. Und wenn sie dann wieder, um sich das Nachtlager zu verdienen, spielen und die Künste des Murmelthiers zeigen mußten, so gingen die Anstrengungen wirklich über ihre jungen Kräfte. Namentlich litt die schwächlichere Johanna; aber sie ließ sich durchaus nichts merken und machte immer ein fröhliches Gesicht, aber sie fragte doch immer häufiger: „Sind wir nicht bald in Paris?"

Eines Tages, es war in einer waldigen Gebirgsgegend, waren die Kinder wieder früh aufgebrochen, hatten Mittags nur wenig geruht und noch weniger gegessen, und Johanna war sehr angegriffen. Wohl zehnmal hatte der Bruder sie gefragt: „Fehlt Dir was, Johanna?" Immer hatte sie lächelnd es verneint, jetzt aber konnte sie nicht weiter. Todtenbleich sank das Kind nieder auf den Schnee.

„Hieronymus," sagte sie leise, „es wird wohl nicht weiter gehen; aber Du mußt mir etwas versprechen! Ja, ja, Du mußt!"

„Raffe Dich auf, Schwester," bat der Bruder, „nur bis zum nächsten Dorfe, komm, komm!"

„Ich kann nicht, — ich werde wohl hier bleiben müssen, es wird aus sein mit mir! — Aber ehe ich sterbe — da versprichst Du mir's — Hieronymus — daß Du mich liegen läßt — und machst, — daß Du nach Paris kommst — daß der gute Graf gerettet wird. — Siehst Du, was liegt an mir — ein armes Mädchen mehr oder weniger. — Nicht wahr, Du versprichst mir's?"

Mit Anstrengung hatte sie diese Worte herausgepreßt. Hieronymus war in Todesangst; — er war allein in der Wildniß mit der todesmatten

Schwester. Laut heulend stand der treue Medard daneben, als wenn er die Angst der Geschwister theile. — Was nun machen? Da dachte Hieronymus in seiner Herzensangst an die Lebenstropfen, die ihm die Mutter in einer Feldflasche in den Mantel gesteckt hatte; schnell warf er den Mantel über den Rücken des Hundes, nahm die Feldflasche, kniete neben der ohnmächtigen Schwester nieder, richtete den matten Kopf mit den Armen auf und träufelte ihr einige Tropfen der lebensstärkenden Essenz in den Mund.

Da schlug sie die Augen wieder auf, — sie lächelte, — „Hieronymus," lispelte sie, „wenn ich sterbe, so grüße Vater und Mutter!"

„Du sollst nicht sterben!" rief der Bruder, „Du darfst nicht sterben! — Das wird der liebe Gott nicht wollen, — wir müssen ja nach Paris!"

Da in der höchsten Noth ließ sich von ferne Peitschenknall und Schellengeläute hören, und bald erschien hinter dem Bergabhange ein Bauernschlitten. Ein mitleidiger Bauer nahm die armen Kinder zu sich in das warme Stroh und führte sie mit sich nach Hause. Johanna erholte sich bald, und der gutmüthige Mann that es nicht ander s,als daß Beide einige Tage bei ihm bleiben, mußten; dann entließ er sie gestärkt und ermuthigt und ohne weiteren Unfall kamen sie in der Hauptstadt an, welche noch immer in einem Zustande unglaublicher Aufregung und Unordnung war.

Wirklich fanden sie die Wohnung Josephs, die ihnen der Vater auf einen Zettel geschrieben hatte.

Der Anweisung des Vaters folgend, hatte Hieronymus seine Leyer vom Rücken genommen

und ein bekanntes auvergnisches Volkslied angestimmt, während Johanna ihr Kästchen öffnete und das Murmelthierchen tanzen ließ, um den Onkel Joseph auf sie aufmerksam zu machen. Aber das Haus war und blieb verschlossen, nichts half ihr Singen, nichts ihr Klopfen, nichts ihr Rufen; keine Thüre, kein Fenster öffnete sich; aber am Fenster eines benachbarten Hauses erschien ein finsteres wildes Gesicht, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und sah ingrimmig auf die Kinder herab, die zuviel von den furchtbaren Jakobinern gehört hatten, um nicht augenblicklich die Flucht zu ergreifen.

„Onkel Joseph wird todt sein,“ sagte Johanna mit Ergebung, „sie werden ihn guillotinirt haben, weil er dem guten Grafen geholfen hat, — und der gute Graf wird auch todt sein; — wir sind zu spät gekommen.“

Sie bemerkte nicht den bleichen kranken Mann, der in der Kleidung eines Handwerkers bei ihnen vorüberging und mit nassen Augen die Kinder aus der Auvergne sich betrachtete, die an der Leyer und dem Murmelthiere so gut zu erkennen waren. Eben wollten sie in eine andere Straße einbiegen, als sie bemerkten, daß Medard, ihr treuer Hund, verschwunden war. — Sie blieben stehen, sie wollten den einzigen Freund in der wildfremden Stadt nicht gerne verlieren, und gingen schüchtern einige Schritte zurück, — da kam Medard ihnen entgegen gesprungen und an seiner Seite ein fremder Mann, der, als er die Kinder bemerkte, rasch auf sie zuging.

„Kennt Ihr den Hund, ihr Kinder?“ fragte der Fremde.

„Das ist Medard, unser Hund“, sagte Hieronymus.

„Und wer seid Ihr?“

„Wir sind aus der Auvergne“, antwortete Johanna verlegen.

„Und wie heißt Ihr?“

Die Kinder schwiegen schüchtern, sie wußten nicht, ob sie antworten dürften und ob sie nicht damit ihr Geheimniß verrathen würden.

„Ihr wollt mir eure Namen nicht sagen? Seid ihr nicht Hieronymus und Johanna, die Kinder Peters, die ihr nach Paris gekommen seid, um Euren Onkel Joseph zu suchen?“

Hieronymus erschrack heftig, er glaubte verrathen zu sein und sah sich nach allen Seiten um, wohin er am leichtesten entfliehen könne.

„Kinder!“ rief jetzt der Fremde freudig, „ängstigt Euch nicht, ich bin Euer Onkel Joseph.“

Hieronymus war doch noch einen Augenblick in Ungewißheit, ob er trauen dürfe: „Ja, wenn Sie unser Onkel sind, so werden Sie auch wissen, warum wir in Paris sind!“

„Jawohl, mein guter Junge, mein Bruder Peter und die Gräfin . . .“

„Onkel, Onkel Joseph!“ jubelten die Kinder und stürzten ihm in die Arme.

„Bst, Bst, nicht so laut, man könnte auf uns aufmerksam werden. Aber wie gut, daß Ihr Euren Hund mithattet; durch ihn habe ich Eure Anwesenheit erfahren; er stand an der Thüre, als ich eben nach Hause kam; als er mich, seinen

alten Bekannten, bemerkte, lief er fort und sah sich immer um, als wolle er mich auffordern, ihm zu folgen."

Jetzt kam auch der bleiche Handwerker, welcher vorhin die Kinder betrachtet hatte, hinzu. Es war Niemand anders als der genesene Graf, der nun hocherfreut von den Kindern die Rettung seiner Frau und seiner Tochter vernahm.

Schon am nächsten Morgen gelang es dem Grafen in seiner Verkleidung aus Paris zu entkommen; Joseph und die kleinen Auvergnaten folgten ihm auf dem Fuße nach und kamen zusammen glücklich in der lieben Heimath an.

Vater Peter war wieder gesund, und Mutter Margaretha freute sich mit ihm über die muthigen Kinder und den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens. Die gerettete gräfliche Familie war voll des innigsten Dankes.

Onkel Joseph, der treue Diener, begleitete dieselbe über die französische Grenze nach Deutschland, wo sie mit einer glücklich geretteten Geldsumme die Jahre der Verbannung zubrachte.

Als nach dem Sturze Napoleons mit der alten Königsfamilie der Bourbonen auch die adeligen Familien in das schöne Frankreich zurückkehrten und ihre Güter wieder erhielten, war auch der Graf von Mortignac unter diesen. Er und seine Frau und Tochter hatten die Familie des armen Pächters und die heldenmüthigen beiden Kinder nicht vergessen, und als sie unter Begleitung des treuen Joseph einzogen in das aus den Trümmern wieder erstandene Schloß, da feierte auch der alte

Peter mit den Seinigen den Einzug in das schöne Freigut, welches der Graf ihm und seinen Kindern zum Eigenthum geschenkt hatte.

26.
Ein glückliches Mißverständniß.

Abbé Baron, Vicar der Peterskirche zu Douai in Flandern, hatte sich an einem Dezemberabend des Jahres 1855 nach einem mühevollen Tage in seine bescheidene Wohnung zurückgezogen und ruhte beim Breviergebete von seinen apostolischen Arbeiten aus. Da klopfte es an seine Thüre, und als er öffnete, stand ein kleines Mädchen vor ihm, das ihn bat, sobald als möglich zu einer armen Frau zu kommen, die auf dem Sterbebette liege und Straße N. Nr. 28 wohne.

Der gute Abbé wollte sogleich sein Brevier schließen und sich mit dem Kinde in das bezeichnete Haus verfügen; aber der kleine Bote sagte, die Sache wäre nicht in dem Grade dringend, man bitte ihn blos, daß er den Besuch nicht bis zum anderen Tage aufschieben möge. Der Priester notirte sich die Adresse der Kranken und hieß das Kind einstweilen nach Hause gehen und sagen, daß er gleich nachkommen werde. Er machte sich auch bald auf den Weg und kam in die bezeichnete Straße, wo er in Nr. 18 eintrat in der Meinung, daß dies die Hausnummer sei, die ihm angegeben worden. Das Haus war ärmlich und

hatte keinen Thürschließer. Der Priester stieg tastend die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Ein kleiner Knabe stand auf dem Gange. „Mein Kind,“ sagte der Priester zu ihm, „könntest Du mir wohl das Zimmer einer armen Frau zeigen, die in diesem Hause wohnt und sehr krank ist; sie heißt S....

„Es ist wohl da unten am Ende des Ganges eine arme, sehr kranke Frau,“ war die Antwort, „Papa sagte sogar, sie würde die Nacht nicht überleben; aber ich glaube, sie heißt nicht, wie Sie sagen.“

„Am Namen ist nichts gelegen; sei doch so gut, mich an ihre Thüre zu führen.“

Das Kind führte ihn dahin. Der Priester öffnete die Thüre und trat in die Stube. Neben dem Bette, in welchem in der That eine todtkranke Frau lag, saß ein Mann von etwa fünfzig Jahren, der sogleich sich erhob und beim Anblick des Priesters sehr erstaunt war. Dieser grüßte ihn freundlich und fragte: „Wie befindet sich Ihre Frau, denn das ist doch wohl Frau und Sie sind Herr S....?“

„Ich?“ antwortete der Angeredete, „keineswegs! Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie hieher kommen sollten, um sich in unsere Angelegenheiten zu mischen?“

„Aber man hat doch soeben nach mir geschickt,“ entgegnete verwundert der Priester, „man hat mir gesagt, daß eine arme Frau S.... todtkrank mich verlange, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Wenn ich mich auch in der Straße oder im Hause geirrt haben sollte, so scheint mir,

die Frau hier bedarf meines Dienstes nicht weniger. Ohne Zweifel ist es der gute Gott, der mich hieher geführt und dieses Mißverständniß zugelassen hat."

„Ach ja, Herr," sprach die Sterbende mit schwacher Stimme, „Gott hat Sie hergeführt."

„Ganz und gar nicht!" sagte der Mann auffahrend. „Seit zehn Jahren hat kein Priester meine Stube betreten, und Sie sollen meine Frau nicht Beicht hören; meine Frau gehört mir; kümmern Sie sich um Ihre Sachen!"

„Sie irren sich, mein Herr," sagte der Priester sanft, aber mit Festigkeit. „Ihre Frau gehört Gott an, bevor sie Ihnen angehört, und Sie haben nicht das Recht, über ihre Seele zu verfügen. Wenn Ihre Frau beichten will, werde ich sie Beicht hören, und meine Pflicht ist es, sie nicht zu verlassen, es sei denn, daß sie mit eigenem freien Willen meinen Dienst zurückweist." — Er näherte sich nun der Kranken und fragte sie: „Madame, wünschen Sie sich mit Gott zu versöhnen und christlich zu sterben?"

Die arme Frau erhob ihre Hände zum Himmel und fing an vor Freude zu weinen. „Der gute Gott ist es," sagte sie, „der Alles so gefügt hat. Seit mehreren Tagen schon bitte ich meinen Mann, einen Priester zu rufen, und er hat es mir immer abgeschlagen. Ich will mich mit Gott versöhnen, der sich meiner erbarmt hat."

„Sie hören es, mein Herr," sagte der Priester zu dem Manne gewendet, „lassen Sie mich mit der armen Frau einige Augenblicke allein." Diese Worte wurden mit solcher Festigkeit und Ent-

schlossenheit gesprochen, daß der Mann sich gezwungen sah, wenn auch brummend, das Zimmer zu verlassen.

„Sehen Sie, das hat mich gerettet," sagte die Sterbende weinend, indem sie dem Priester einen neben dem Bette hängenden Rosenkranz zeigte. „Ich habe das Unglück gehabt, meinen Mann mehr als Gott zu fürchten, und um Unfrieden zu verhüten, habe ich zehn bis elf Jahre unterlassen, meine religiösen Pflichten zu erfüllen; doch aber hab ich niemals aufgehört, mich der heiligen Jungfrau zu empfehlen. Fast alle Tage habe ich ein Stück vom Rosenkranz gebetet, und habe immer die Liebe zur Mutter Gottes bewahrt. Sie ist es, Herr Abbé, die Sie zu mir führt, sie ist es, die meine arme Seele rettet!"

Von diesem Auftritte tief gerührt, tröstete der Priester die Kranke, half ihr ihre Beicht ablegen, ertheilte ihr die Absolution und sagte ihr beim Weggehen, sie solle sich so gut als möglich vorbereiten, die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung zu empfangen, während er sich in die benachbarte Pfarrkirche begebe, um das heilige Sakrament und das heilige Oel zu holen.

Der Abbé hatte in seinem Notizbüchchen nach der Adresse der Kranken gesehen, zu welcher man ihn verlangt hatte, und er fand jetzt, daß man ihm nicht Nr. 18, sondern Nr. 28 bezeichnet hatte. Indem er Gott für das glückliche Mißverständniß dankte, ging er eiligst nach Nr. 28, wo er auch wirklich die Kranke traf, die ihn erwartete. Er hörte auch diese Beicht; dann weckte er ohne Zeitverlust den Sakristan der Pfarrkirche,

nahm das heiligste Sakrament und das hl. Oel und verfügte sich wieder zu seinen beiden Kranken; als er aber nach Nr. 18 kam, war sein Beichtkind bereits gestorben. Sie hatte in der sakramentalischen Lossprechung Vergebung ihrer Sünden erlangt, und die Inbrunst ihres guten Willens hatte in den Augen des Gottes der Barmherzigkeit ohne Zweifel die Gnadenmittel ergänzt, die ihr der Priester noch spenden wollte.

27.

Das Scherflein der Wittwe.

Die arme Wittwe Eiselin sollte das Häuschen räumen, die kleine dürftige Wohnung, welche sich bescheiden an die Hintermauer des Vandermayen'schen Gartens anlehnte, und wo sie schon seit fünfzehn Jahren heimisch war. Das harte Gebot war von dem Geschäftsführer und Verwalter des jungen Herrn Vandermayen ausgegangen. Frau Rosa hatte anfangs kaum ihrem erschreckten Gehöre getraut, dann war sie hin und hergelaufen, hatte da und dort angefragt, sich und ihren Kindern ein anderweitiges Unterkommen zu gewinnen — alles vergeblich.

Der Termin, wo sie ihre Wohnung verlassen sollte, nahte heran. Es war gegen Weihnachten, und schon zu Neujahr sollte das Häuschen geräumt sein. Frau Rosa ward von Tag zu Tag ängstlicher. Sie durchwanderte die Straßen, wo

die Armuth wohnte, sie fragte von Haus zu Haus. — „Wovon ernährt sich die Frau?" fragte der eine Hausbesitzer.

„Ich warte den Leuten auf, ich wasche für sie," sagte die Wittwe, „so bring ich mich und meine Kinder leidlich durch."

„Sie wäscht für die Leute? Nein, liebe Frau, dann passen wir nicht zusammen. Ich habe mir das Häuschen mühsam von meinem Ersparten zusammengezimmert. Es ist nicht stark im Gebälk, und das Sieden und Dampfen der Waschkessel, der feuchte Daum, der davon zum Dache emporsteigt, — es würde nicht lange währen und ich müßte auf Reparaturen mehr verwenden, als mir Euere Miethe einträgt."

Betrübt schritt die Wittwe weiter. Hier war es ihr Gewerb gewesen, welches ihr die Thüre verschloß, dort scheute man ihre Kinder, obgleich Frau Rosa versicherte, daß es die artigsten und stillsten Kinder von der Welt seien, die kaum des Abends einmal klagend laut würden, wenn die Mutter gar zu lange über die Zeit ausbliebe.

Am dritten Orte war der Hausherr bedenklich, eine Familie aufzunehmen, deren Versorgung nur auf zwei Augen und zwei Händen stand. „Wenn Ihr einmal krank würdet, gute Frau, dann müßte man sich selbst der Kinder erbarmen?"

Trostlos kehrte sie wieder heim, ohne einen Ersatz für das Obdach gefunden zu haben, welches ihr entzogen ward.

Die Kinder empfingen die Mutter mit fröhlichem Jauchzen. „Wann ziehen wir aus, fragte

Heinrich, der älteste Junge. „Das wird lustig sein, Mutter, und ich helfe die Sachen forttragen."

„Ja, aber wohin, Heinrich? wir wissen ja nicht, wohin!"

Die kleine Gertrud schlief schon. Sie schlief in derselben Wiege und in der nämlichen Zimmerecke, in welcher nach und nach alle drei Kinder der Wittwe geruht hatten, als auch noch der Blick eines Vaters ihr erstes Leben begrüßte. Und in dem Winkel gegenüber, neben dem Schranke hatte das Bett gestanden, in welchem der arme Eiselin verschied. So oft die Frau in das niedere Gemach trat, trat sie unter ihre liebsten und schmerzlichsten Erinnerungen. Sie zitterte jetzt, als sie den Raum musterte, aus welchem sie vertrieben werden sollte, ohne doch eine neue Zufluchtsstätte zu haben.

„Das hat mein guter Mann nicht geahnt," dachte sie jetzt unter der Arbeit, die heute wie täglich bis spät in die Nacht hinein ihre Kräfte in Anspruch nahm, „daß er mich zu einem solch kummervollen Loose führte, da ich mit ihm zum Traualtar ging! Das waren bessere Zeiten! Er ein schmucker Bursche, als Gärtner in dem Vandermayen'schen Parke angestellt, ich, ein munteres Mädel, den Kopf voll heiterer Launen, das Herz voll Liebe und Hoffnung. Selbst als mein Eiselin starb — er glaubte nicht, mich mit den Kindern hilflos zurückzulassen. Die Frau Vandermayen lebte noch, und sie war uns stets eine so gütige Herrschaft gewesen, daß sie sogar unsern Erstgeborenen, den Heinrich aus der Taufe hob. Auch ging's, so lange sie noch trüben im Schlosse

schaltete und waltete, bis auf meine Trauer um den braven Mann, den ich verloren, ganz erträglich mit den Kindern und mit mir. Ich übernahm die Wäsche im Schlosse und behielt dafür das Gehalt meines Mannes und die Wohnung. Wie hat sich das geändert seit dem Tode der liebevollen Frau! Der Erbe ihrer reichen Güter, der junge Herr, war nicht zugegen als sie starb, jede Anordnung und Verfügung legte er in die Hände des Schloßverwalters und so ist es noch. Der Herr Birkner gilt Alles und besorgt Alles, auch nachdem Herr Vandermayen von seinen Reisen wieder heim ist. Mich und meinen Mann mochte er von jeher nicht leiden, vielleicht weil wir ihm zu ehrlich waren. Das Erste war, daß er mich um meinen Dienst im Schlosse brachte und mir das Gehalt entzog, das Letzte ist, daß ich auch aus dem Häuschen muß. Es soll abgebrochen werden, weil es die Gartenmauer verunziert. Daß mein Elend die Menschheit verunzieren wird, darauf nimmt er, wie auf meine Bitte, keine Rücksicht."

Das mittelste, endlich auch das älteste Kind hatten sich inzwischen ermüdet zur Ruhe begeben. Frau Eiselin plättete und nähte noch bis Mitternacht. Ehe sie die Lampe auslöschte, beleuchtete sie die Angesichter der schlafenden Kleinen. Wie hold, wie lächelnd waren ihre sorglosen Mienen! Und sie sollten ohne schützenden Engel sein, der ihr Geschick bewachte und ihrer bedrängten Mutter seinen Beistand leistete? Der Wittwe trat eine Thräne in die Augen und ein Plan tauchte in

ihrem Geiste auf. Sie wunderte sich, daß sie nicht früher darauf verfallen.

Die Diener sind oft viel härter als ihr Auftrag. Frau Eiselin wollte darum mit ihrem Gesuche zu dem jungen Herrn selbst gehen. Hoffentlich wird er sie wenigstens vor sich lassen. Für leutselig galt er nicht, eher für menschenscheu. Er ward selten sichtbar außer seinem prächtigen Hause. Wie es hieß, studirte er angestrengt, und auch seine Reisen waren der wissenschaftlichen Forschung gewidmet gewesen. Um in seinen Lieblingsarbeiten ungestört zu sein, überließ er alle Rechnungen, Einnahmen und Ausgaben dem Herrn Birkner, der sich sehr wohl dabei befand. — Wenn Frau Eiselin von Herrn Vandermayen eine Unterredung erhielt, wenn sie ihm sagte, daß sie von seiner Mutter geliebt worden, — das Andenken seiner Mutter sollte er sehr hoch schätzen, — vielleicht daß er sich dann bewogen fühlte, der armen Wittwe wenigstens das kleine Haus auch für die Zukunft zu vergönnen, wenn nicht mehr für sie zu thun.

Am andern Morgen war Frau Eiselin guten Muthes auf dem Weg, diesen Vorsatz auszuführen. Ihr Trudchen nahm sie mit sich, sie trug es auf dem Arm. Das Kind hatte der Mutter versprochen, daß es am Schloßthore ruhig stehen bleiben und warten wolle, bis sie von ihrem Gange zurückkehre. So kam sie zum Vandermayen'schen Hause. Am Portale desselben saß ein Greis, der die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach. Ein elegant gekleidetes Paar schritt vor der Wittwe her. Eine Bewegung des wohlbeleibten

Herrn, der die Dame am Arme führte, veranlaßte den altersschwachen Bettler, ihm den Hut entgegenzustrecken, in der Hoffnung, die Gabe zu erhalten, die der Herr schon aus der Tasche hervorzusuchen schien. Aber er täuschte sich, der Herr hatte nur nach seiner Uhr gegriffen, um zu sehen, wie weit es an der Tageszeit sei. Betrübt nahm der Bettler seinen vorigen Platz wieder ein.

„Siehst Du den armen Mann, sprach das Kind auf dem Arm der Mutter, „o Mütterchen, gib ihm etwas!"

„Ich habe nur das Geld, wofür ich Dir einen Semmelwecken kaufen wollte. Aber Du hast recht, er soll es haben, denn er sieht recht krank und leidend aus, wir aber sind wenigstens gesund. Ich kaufe Dir ein anderes Mal eine Semmel, Trudchen!" Darauf warf die Wittwe dem Bettler ihre Kupfermünze in den Hut.

Das vorangehende Paar war Herr Birkner und seine Freundin, eine Opersängerin. Am Thore blieben sie stehen und man hörte ihn sprechen: „Wenn auch nicht das Schloß selbst, werde ich Ihnen doch bald einen Wohnsitz bieten können, der kaum minder schön ist, als das herrschaftliche Hauptgebäude. Es ist nur zuvor noch eine alte Barake an der Gartenmauer zu entfernen, welche die Aussicht beengt." Und indem er jetzt die Wittwe nahen sah, sprach er unwillig: „Da ist eine zudringliche Person, auch noch ein Kind schleppt sie mit sich! Und mit barschem Tone fuhr er die Frau an: „Was wollt Ihr hier? Doch nicht in's Schloß herein?"

„Den Herrn Vandermayen wünscht' ich zu sprechen.“

„Für Leute Eueres Gelichters ist er niemals zu Hause. Damit bescheidet Euch.“

„Aber mein Geschäft ist dringend —“

„Kenn' es schon. Doch bemüht Euch nicht vergebens. Der Herr nimmt Euren Besuch nicht an. Damit begebt Euch ein für allemal zur Ruhe. Könnt Ihr mit Eurem Ausräumen bis Neujahr nicht fertig werden, so soll Euch der Gerichtsdiener helfen.“

„Und mein Mann war ein so treuer und langjähriger Diener des Hauses und der Familie. Es ist schrecklich!“

„Ist er für seine Dienste bezahlt worden oder nicht?“

„Wenigstens begnügte er sich mit seinem Lohne,“ versetzte Frau Eiselin mit einiger Gereiztheit, „und versuchte es niemals, sich auf Kosten seiner Herrschaft und hinter ihrem Rücken zu bereichern.“

„Portier, diese Person darf zu keiner Stunde über die Schwelle des Hauses!“ befahl Herr Birkner, hochroth vor Bosheit, und verabschiedete sich darauf mit großer Freundlichkeit von seiner Dame.

Der Wittwe stürzten die Thränen über die Wangen herab. Das Kind weinte mit und umschlang den Hals der Mutter zärtlich mit seinen Aermchen. Der Bettler, der bei der Scene unruhig auf seinem Steinsitze hin- und herrückte, hätte der armen Frau lieber das Almosen zurückgegeben, welches er vorhin von ihr empfangen.

Langsam und hoffnungslos wankte Frau Eiselin mit dem Kinde die Straße hinab. Der Greis rief ihr ein herzliches „Helf Euch Gott!“ nach.

Jetzt erscholl in der Hausflur ein heftiger Klingelzug. „So stark hat der Herr noch nicht geschellt, seit er wieder bei uns ist,“ sagte Herr Birkner verwundert und begleitete den Kammerdiener, der auf das Zeichen eilig die Treppe emporsprang. „Ich muß selber sehen, was es gibt.“

Herr Vandermayen stand in seinem Arbeitszimmer, dessen Fenster in den Garten gingen, aber die Stube daneben war geöffnet, welche die Aussicht auf die Straße hatte. Sie war das Wohngemach seiner Mutter gewesen, und auf heute fiel deren Geburtstag, der früher stets festlich begangen worden war.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Birkner. So eben war ich im Zimmer meiner Mutter und dort Zeuge einer an sich kleinen, aber für mich des Ortes wegen, von wo ich sie beobachtete und um der Bedeutung des Tages willen, doppelt rührenden Handlung. Ich sah, wie die Armuth von der Armuth beschenkt wurde. Die Frau aber, welche dem Greise ihr Almosen spendete, kehrte unmittelbar darauf in Thränen zurück. War sie etwa hier im Hause? Die Säulen versperrten mir die Aussicht auf's Thor. Sie mußten es gerade vor der Frau betreten haben, denn Sie gingen kurz vor ihr vorüber. Eine Frau mit einen Kinde, wie?“

Herr Birkner zuckte mit den Achseln, als besinne er sich auf nichts, und der Kammerdiener wußte wirklich nichts von dem Vorfalle.

„Der Bettler holt die Frau hoffentlich noch ein. Ich rief ihm zu, sie zurück zu bringen und sah, daß er sich mit einer Schnelligkeit aufmachte, die ich seinen gebrechlichen Gliedern gar nicht zugetraut hätte. Stellen Sie sich an's Schloßthor, Johann, und führen Sie mir die Frau hieher, sobald sie kommt. Ihr Benehmen hat mich ergriffen, ihre Züge hatten etwas Ansprechendes für mich."

„Befehlen Sie vielleicht, daß ich draußen die Frau erwarte — ihr ein Geschenk in Ihrem Namen reiche?" fragte Birkner nicht ohne innere und bei den folgenden Worten seines Herrn wachsende Besorgniß.

„Nein, ich will selbst zusehen, was sich in der Angelegenheit thun läßt. Es ist mir vorhin schwer auf's Herz gefallen, daß ich so wenig bemüht gewesen bin, die milden Werke meiner seligen Mutter fortzusetzen. Ich habe zwar die Fortzahlung der von ihr angegebenen Pensionen stets in Ihren Rechnungen gefunden, aber ich hätte mich erkundigen sollen, ob nicht einzelne Gehalte der Erhöhung bedurften, und ob ich nicht Gelegenheit zu anderweitigen Unterstützungen entdeckte. Dem Vergnügen und der Zerstreuung durfte ich mich entziehen, aber nicht meiner Pflicht, und an meine Pflicht hat mich das Beispiel dieser Frau gemahnt."

„Aber die gemeine Person, wenn sie wirklich aufgegriffen wird, hieher in Ihr Zimmer zu führen —"

„Da ist sie schon." Frau Eiselin ward von dem Kammerdiener eingelassen. Herr Vander-

mayen ging ihr freundlich entgegen und empfing sie zum Willkomm mit dargebotener Hand.

Der Verwalter, die Entdeckung seiner Härte und seiner Unterschlagungen fürchtend, suchte den Blick der Wittwe zu erhaschen und ihr durch Zeichen zu bedeuten, daß sie um jeden Preis schweigen möge. „Sagt weder, wer Ihr seid, noch was Ihr gewollt", raunte er ihr leise zu, „und es soll Euer großer Vortheil sein."

„Ich feierte vorhin das Andenken einer theuren Person", sagte bewegt Herr Vandermayen.

„Ach, Ihrer unvergeßlichen Mutter, die jetzt den Lohn ihrer Tugenden empfängt!" fiel die Wittwe tief bewegt ein.

„Als ich zufällig sah, wie Ihr dem Bettler Euer Scherflein mittheiltet", fuhr der Herr fort. „Ihr scheint eine arme dürftige Frau — als Ihr die Straße wieder hinabginget, war Euer Angesicht voller Jammer! — Meine Mutter habt Ihr gekannt? Wißt vielleicht auch, daß heute ihr Geburtstags-Fest wäre, wenn sie noch auf Erden wandelte. — Wer seid Ihr — was ist der Gegenstand Eurer Sorgen? Sagt mir Alles, denn seid überzeugt, ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Etwas zur Verbesserung Eurer Lage beitragen kann."

„O mein guter Gott und Vater im Himmel!" rief die Wittwe entzückt aus und faltete die Hände. „Wer hätte geglaubt, daß sich meine Noth so schnell zum Guten wenden werde! O meine Kinder, jetzt brauch ich das Weihnachtsfest nicht in Angst und Trübsal mit Euch zu feiern. — Nein, Herr Birkner, wie Sie mich auch durch

Worte und Geberden abmahnen mögen, die Wahrheit zu sagen, ich werde nichts verschweigen und verhüllen. Denn wie mit mir, so sind Sie wohl noch mit manchem Anderen verfahren, und nicht aus Rachsucht und für mich allein rede ich, sondern für alle Armen, die sich ehedem des Schutzes und der Hilfe dieses Hauses zu erfreuen hatten. Herr Vandermayen, Sie haben das Herz Ihrer Frau Mutter geerbt, nicht blos ihren Reichthum. Aber ich fürchte, daß Herr Birkner Ihr allzugroßes Vertrauen arg mißbraucht hat!"

Die folgende Unterredung währte lange und hatte einen für die Wittwe ebenso glücklichen, als für Herrn Birkner verderblichen Ausgang. — Anstatt der Wohlthaten, die der Verwalter im Namen seines Herrn ausspenden sollte, hatte er allerlei nichtswürdige Erpressungen verübt und das Gut der Armen an sich gerissen. Herr Vandermayen überzeugte sich von der schändlichen Treulosigkeit seines Verwalters und ein Glück für diesen war's, daß er nur durch sofortige Entlassung aus dem Dienste, nicht aber auch, wie er verdient, durch das Gericht bestraft wurde.

„Aber in Euerem Hause, Frau Eiselin", sagte Herr Vandermayen zum Schlusse, „könnt Ihr doch nicht bleiben. Ihr müßt es räumen und zu mir ziehen. Das Schloß hat Zimmer genug für Euch und Euere Kinder. Nicht blos einer Wissenschaft des Verstandes will ich von heut an leben, sondern auch der Wissenschaft des Herzens — dem Wohlthun. Aus der Gabe, die Ihr dem Bettler reichtet, hab ich gesehen, wie Ihr Euch auf diese

edle Kunst versteht; Ihr sollt mir darum dabei an die Hand gehen."

28.
Bruder Crispin von Viterbo.

Die ersten Eindrücke, welche man in der Kindheit empfängt, verwischen sich niemals ganz und oft üben sie auf die ganze übrige Lebenszeit einen mächtigen Einfluß aus. Eine Probe hievon gibt uns das Leben des seligen Crispin von Viterbo, eines Laienbruders aus dem Capuzinerorden.

Crispin war erst fünf Jahre alt, als seine fromme Mutter ihn am Tage Mariä Verkündigung in die Kirche unserer lieben Frau von der Eiche führte. Sie kniete vor dem wunderthätigen Bilde nieder, das man dort verehrt, und nachdem sie ihr Söhnchen der Himmelsmutter geweiht hatte, sprach sie zu diesem, auf das selige Bild zeigend: „Sieh, mein Kind, hier ist Deine Mutter, schenke Dich ihr in diesem Augenblicke, liebe sie von ganzem Herzen und ehre sie als Deine Herrin" Diese Worte machten auf den Knaben einen solchen Eindruck, daß er von nun an Maria nicht anders denn seine Mutter und Herrin nannte.

Sobald Crispin zu den Unterscheidungsjahren gekommen war, fastete er an den Vortagen der Marienfeste und genoß an den Samstagen nur Wasser und Brod. — Seine fromme Mutter hatte ihn auch gelehrt, in allen Gefahren zu seiner

mächtigen Beschützerin seine Zuflucht zu nehmen. „Mein Kind," sagte sie zu ihm, „in der Gefahr muß man ausrufen: Jungfrau Maria, komm mir zu Hilfe! und sie wird Dir zu Hilfe kommen." — Der Knabe merkte sich das. Als er eines Tags mit seinen kleinen Kameraden auf einen Baum gestiegen war, brach ein Ast, und sie fielen auf Steine, wodurch sie schwer verletzt wurden mit Ausnahme Crispin's, der im Herabfallen Maria angerufen hatte.

Ein anderesmal warf ihn ein junges Füllen auf der Straße nieder und trat ihn mit den Hufen. Die Vorübergehenden hoben ihn auf, indem sie glaubten, er sei todt; er war aber ganz unverletzt und schrieb diese außerordentliche Erhaltung dem Schutze Maria zu.

Als er zehn Jahre alt war, that man ihn bei einem Oheim, der Schuhmacher war, in die Lehre. An jedem Samstage Abend gab ihm der Oheim, wenn er mit seiner Arbeit zufrieden war, ein kleines Geldstück. Dann rannte der glückselige Junge fort auf den Markt und kaufte einen Blumenstrauß. „Gebt mir doch den schönsten, den Ihr habt," sagte er zur Blumenhändlerin, „denn er soll einer vornehmen Frau überbracht werden." Alsdann trug er den Strauß zu einer Bildsäule oder zu irgend einem Bilde der seligsten Jungfrau, und blieb den ganzen Sonntag Vormittag und ministrirte in dieser Kirche mit einer engelgleichen Andacht bei den heiligen Messen.

Einige Zeit darauf trat er in ein Kloster — zum großen Leidwesen seiner Eltern. „Warum weinet Ihr denn?" sagte er zu seiner Mutter.

„Habt Ihr mich nicht schon mit fünf Jahren der heiligen Jungfrau geschenkt? Könnt Ihr zurücknehmen, was Ihr einmal verschenkt habt? Ihr habt keinen Vorbehalt gemacht, und ich gehöre also nicht mehr mir an."

Nachdem er Profeß gethan hatte, schickte man ihn in das Kloster im Gebiete von Tolsa, wo er Koch wurde. Er errichtete der hl. Jungfrau einen Altar in der Küche und trug Sorge, denselben immer mit so frischen und wohlriechenden Blumen zu verzieren, daß die Luft davon ganz durchduftet war. Er sang dann dabei gar gerne die Litanei seiner guten Mutter und Herrin, wobei zwei junge Geistliche, die er sehr liebte, mit ihm sangen.

Maria säumte nicht, die Frömmigkeit ihres Dieners zu belohnen. Eine schreckliche Seuche verheerte Tolsa, einen dem Meeresufer naheliegenden Landstrich. Eine vornehme Frau Namens Galiona wurde davon befallen. Sie hatte ein großes Vertrauen zum Bruder Crispin, dessen heiligen Wandel sie kannte; sie ließ darum den Guardian bitten, er möchte doch erlauben, daß der Bruder sie besuche. Als Crispin in ihr Zimmer getreten war, ersnchte ihn die Kranke, er möge mit der Medaille an seinem Rosenkranze, welche die unbefleckte Empfängniß Mariä sinnbildete, ein Kreuz über ihr Haupt machen. Er that es, und alsbald war die Kranke von ihrem Uebel geheilt.

Später wurde er nach Albano geschickt. Das Erste, was er that, war, daß er in seiner Küche ein schönes Bild der Gottesmutter aufstellte, das er mit Blumen bekränzte und vor welchem er

gerne betete. Wenn man in die Küche kam, führte er die Besucher vor dieses Bild und recitirte ihnen die schönen Stanzen, welche Tasso Torquato in seinem befreiten Jerusalem Maria gewidmet. Dies war für ihn Veranlassung einer frommen Unterhaltung und er entflammte den Eifer Aller, die ihm zuhörten.

Ein Ordensmann machte es ihm eines Tages zum Vorwurfe, daß er auf diese Weise der weltlichen Dichter sich bediene. „Mein Vater", antwortete er ihm, „der Fisch geht nicht von selbst an die Angel des Fischers, er muß durch eine Lockspeise geködert werden. Unsere Bußgürtel und unsere Fasten sind nicht nach dem Geschmacke der Weltleute; diese Stanzen aber locken sie an und machen, daß sie die paar Worte anhören, die ich daran knüpfe."

Papst Clemens XI. besuchte den armen Bruder Koch gar gerne. Wenn er in dessen Kloster ging, die hl. Messe zu lesen, ließ er Wachs dahin tragen und befahl dann auch, Kerzen für die Mutter Gottes des Bruders Crispin dazu zu legen. Als nun der Papst eines Tages wieder die hl. Messe in der Klosterkirche gefeiert hatte, bekam Adriani, einer seiner Kämmerer so heftige Schmerzen, daß er genöthigt war, die Kirche zu verlassen. Er litt häufig an diesem Uebel, und die Aerzte hatten ihn nicht heilen können. Er begegnete dem Bruder Crispin, der, gerührt von dessen Leiden, ihn an seinen Küchenaltar führte, eine von den der hl. Jungfrau dargebrachten Blumen nehmen ließ und der Kämmerer ward von seiner Krankheit für immer geheilt. Als der Leibarzt des Papstes von

dieser Heilung gehört hatte, sagte er zu dem guten Ordensbruder: „Deine Heilmittel haben größere Kraft als die unsrigen.“ — „Herr,“ anwortete Crispin, „Ihr seid ein geschickter Arzt und ganz Rom kennt Euch als solchen; aber die heilige Jungfrau Maria ist noch geschickter als Ihr und als alle Aerzte der Welt.“

29.

Heldenmuth eines Priesters.

(Aus den Erinnerungen eines deutschen Offiziers.)

Eine tröstliche, erhebende Erinnerung habe ich aus dem Kriegsleben in Spanien mitgebracht. Ich habe dort einen ächten Menschen, einen Weisen und Tugendhelden kennen gelernt. Ich mußte mit meiner Compagnie ein Dorf besetzen, das einen wichtigen Punkt in der Vorpostenkette bildete. Als wir in den Ort einzogen, der augenscheinlich schon viel durch den Krieg und die Beutelust der Soldaten gelitten hatte, trat mir ein bejahrter Mann, eine hohe, stattliche Gestalt, in der Tracht der Benediktiner entgegen. Er bat mich um Schonung der zurückgebliebenen Einwohner. „Es sind fast nur Weiber, Greise und Kinder,“ sagte er, „sie werden nicht die Sicherheit der Truppen gefährten, sie werden willig liefern, was in ihren Kräften steht. Schonen Sie auch der Kirche meines Klosters; es sind Jahrhunderte verflossen, seit frommer Sinn sie

erbaut hat; seien Sie nicht mitleidloser als Stürme und Ungewitter, die oft an ihr vorübersausten, ohne sie zu beschädigen."

Es lag etwas in dem Wesen des Mannes, das mich ansprach; ich sagte ihm gerne Schutz zu, so weit meine Kräfte reichten. Ich hatte meine Leute vor Zügellosigkeit zu bewahren gewußt, und so blieben die armen Spanier vor jeder Mißhandlung geschützt. Mein Quartier erhielt ich im Kloster; alle anderen Mönche waren geflohen, jener Mann, welcher entgegengekommen war, Pater Juan, allein war geblieben. „Ich durfte meine Beichtkinder nicht verlassen," sagte er lächelnd, da ich ihn fragte, wie er es gewagt habe zu bleiben bei der erbitterten Stimmung der Truppen, die sich namentlich gegen die Mönche kund gab, von denen man wußte, sie reizten die Bevölkerung, mit den Waffen in der Hand sich den Eroberern zu widersetzen. „Ich durfte die armen Weiber, die hilflosen Greise nicht verlassen," widerholte er, „ich mußte ihr Rath, ihr Freund, ihr Arzt sein, während meine geistlichen Brüder in dieser schlimmen Zeit noch schwereren Pflichten obliegen."

Und in der That, er war ihr Freund, ihr Arzt; von Morgens früh bis Abends sah ich ihn beschäftigt. Mit Sonnenaufgang ging er hinaus auf das Feld und in den nahen Wald, Kräuter zu sammeln, die für Kranke und Verwundete heilsam, dann kam er in's Dorf zurück und ging von Haus zu Haus; wer des Rathes, der Hilfe, des Trostes bedurfte, wandte sich an den frommen Pater, und er hatte für Alle gleiche Freundlichkeit,

für jedes Anliegen gleiche Bereitwilligkeit. Ich hatte in einigen Gefechten mit den bewaffneten Bauern drei Soldaten verloren, Pater Juan sorgte, daß sie zur Erde bestattet wurden; „laßt uns für ihre Seelenruhe beten," ermahnte er die Soldaten, die ihren Kameraden den letzten Dienst erwiesen, und die Bursche, sonst die rohesten und leichtsinnigsten von Allen, knieten nieder und sprachen das Gebet nach, welches der fromme Mann ihnen vorsagte.

Bei den Verwundeten war er unermüdlich. Nächte lang wachte er an ihren Betten, und mehr als Einer meiner Soldaten dankte seiner ärztlichen Kunst und seiner unermüdlichen Pflege Leben und Genesung. Ließ ihm die Sorge um die Dorfbewohner, um die Kranken und Verwundeten einige Ruhe, dann sammelte er die Kinder des Ortes um sich und belehrte sie; er sprach ihnen von Gott und Religion, von der Noth des Landes und wie sie den Himmel um Frieden bitten müßten. Mehr als einmal schlich ich herzu, wenn der alternde Mann so sprach, und die dunklen Kinderaugen begierig auf ihn gerichtet waren, und wahrlich, ich habe aus dem, was Pater Juan jenen Kindern lehrte und erzählte, mehr gelernt als aus gar vielen Büchern.

Er gewann mich bald lieb, erkannte wohl, daß auch ich den Krieg beklagte und die heillose Eroberungssucht haßte. Oft wandelte er mit mir lange in den Gängen des Klostergartens auf und ab und sprach mit mir von der Menschen Thun und Treiben und von den Religionen und Völkern der Erde. Nie habe ich einen Mann sanfteren

Gemüthes, so heiteren Geistes gesehen; fest überzeugt von seinem Glauben, war er mild und wohlwollend gegen alle Religionsbekenntnisse. „Der Himmel hat ein weites Thor, doch für Tyrannen und Menschenquäler ist es zu enge," pflegte er lächelnd zu sagen. Die Geschichte der alten wie der neuen Zeit hatte er wohl durchforscht, daran sein Herz erweitert, seinen Blick geschärft, vor allem aber liebte er Naturkunde; von Jugend auf hatte er sich mit Arzneiwissenschaften beschäftigt und es hierin zu schönen Kenntnissen gebracht. Seine einzige Erholung, sein größter Genuß war die Pflege und Wartung von Blumen, er hatte in dem Klostergarten einen schönen Rosenflor, und meine Soldaten, die alle den Pater lieb gewonnen hatten, pflegten und hüteten ihm die Rosen wie einen heiligen Schatz.

Nach mehreren Wochen erhielt ich den Befehl, das Dorf zu verlassen und mich meinem Regimente wieder anzuschließen. Thränen standen mir in den Augen, als ich von dem würdigen Priester Abschied nahm. Er verstand mich wohl, als ich ihm die Hand drückte, und nie hat mich ein Lob stolzer gemacht, als da er mir sagte: „Ich habe einen Ehrenmann in Ihnen kennen gelernt, einen solchen Mann, dem die Ehre vor Gott als das Höchste gilt." Dann gab er mir eine seiner schönsten Rosen. Auch von meinen Soldaten nahm er freundlich Abschied, und wie wir um eine Ecke des Waldes bogen, hörten wir noch seine kräftige Stimme: „lebet wohl Ihr braven Deutschen!"

Ein halbes Jahr war vergangen, da brachte mich und meine kleine Schaar das wechselnde Kriegsgeschick wieder in jenes Dorf. Jetzt lag eine starke Truppenabtheilung dort mit einem französischen General an ihrer Spitze. Ich eilte in das Kloster, meinem Freunde, dem Pater Juan, herzlich die Hand zu drücken. Wie furchtbar war ich überrascht, als ich hörte, er sei soeben gefangen genommen, in Fesseln gelegt worden und sollte mit Anbruch des Tages erschossen werden. — Ein französischer Trommler, der sich mit Angeln hatte ergötzen wollen, war im Laufe des Tages unweit des Dorfes, mit schrecklichen Wunden bedeckt, todt gefunden worden. Der französische General, erbittert über diese That, hatte geschworen, wenn nicht binnen drei Stunden der Thäter selbst sich stellen oder von den Landleuten angezeigt würde, sollten drei Männer und drei Weiber des Ortes durch das Loos ausgeschieden und erschossen werden. Da hatte Pater Juan sich als Thäter angegeben.

Ich lief in Eile zu dem General, er war ein freundlicher Mann und hörte mich ruhig an. „Und hätte mein Busenfreund sich als Thäter gestellt, und wäre ich von seiner Unschuld fest überzeugt," sagte er, „ich müßte ihn dennoch erschießen lassen. Rache um Rache ist das Gesetz dieses unseligen Krieges, nicht Sie, nicht ich können das hindern, wir sind es der Sicherheit unserer Truppen schuldig, daß einer blutigen That wieder eine blutige That folge, und Andere abschrecke. Seit ich dieses Dorf besetzt halte, sind fünf meiner Leute von den Bauern erschlagen

worden, da wäre Milde Thorheit. Pater Juan stirbt oder statt seiner muß das Loos über sechs Menschenleben entscheiden."

Pater Juan saß in seiner Klosterzelle in Haft; als er mich eintreten sah, war er sichtlich erfreut und reichte mir lächelnd die Hand. Da ich mit Bitten in ihn dringen wollte, sein unglückseliges Geständniß zurück zu nehmen, antwortete er ruhig: „Ein Opfer mußte fallen; ist nicht Ein unschuldiges Opfer besser, als wenn Ihr General Männer und Weiber, Väter und Mütter erschießen läßt, die wohl eben so unschuldig sind, als ich? Ich habe mir gelobt, Rather und Helfer dieser armen Bauern zu sein, Ich halte mein Gelübde. Tod und Scheiden von dieser Welt — lange Jahre bin ich mit diesem Gedanken vertraut. Ich sterbe gern! Opfern wir uns für das Land, das uns geboren, so geleitet uns der Gedanke an den Gott der Gnade hinaus über die Schwelle des Lebens in die Ewigkeit."

Am anderen Morgen ließ Pater Juan den General noch um die Gunst bitten, er wolle noch einmal das Spital besuchen, in dem viele Verwundete lagen. Der General bewilligte ihm sein Verlangen, und der Pater ließ sich in die Säle führen, wo die Armen lagen, deren er sich so liebreich angenommen hatte. Da untersuchte er noch die Wunden, legte mit kunstfertiger Hand Verbände auf und dachte eine Stunde vor seinem Tode nur noch an die Heilung Anderer.

Als sie ihn hinausführten vor das Dorf, war sein Gang ruhig und sicher. Er hielt eine sehr schöne Rose in der Hand, „ich habe immer

diese Blumen geliebt," sagte er mir, „der Geist des Herrn, der sich im riesigen Gebirg, im Meere offenbart, dessen Tiefe unermeßlich, mit welch wunderbarer Lieblichkeit hat er diese Blumen ausgestattet; lasset uns den Herrn loben in allen seinen Werken. Nie war meine Zuversicht in seine Güte größer als jetzt!"

Die Schützen hatten gut getroffen, weinend und jammernd knieten Männer und Weiber um ihn her. Abends hatten sie ihn schon beerdigt; sie hatten seinen Lieblingsplatz gewählt, und der, welcher für die Missethat eines Anderen gestorben war, der mit seinem Leben das Leben seiner Beichtkinder erkauft hatte, ruhte jetzt unter den schönen Rosen, die er so sehr geliebt.

Ist je ein edlerer Held auf einem Schlachtfelde geblieben?

30.

Wegen vier Groschen.

In einem Gerichtssaale zu Berlin öffnet der Gerichtsdiener die Thüre des Gitters und ein Knabe nimmt die Anklagebank ein. Wie er so dasteht in seinem armen aber reinlichen Anzuge, den Kopf gesenkt, die Mütze in der vor Frost rothen Hand, da merkt man es ihm an, wie sein Herz, das junge vierzehnjährige Herz, hörbar pocht. Das Gesicht ist hübsch, die Augen roth und die Wangen bleich.

Der Vorsitzende verliest die Anklageschrift, dann fragt der Vertreter des Staatsanwaltes: „Franz M., gestehst Du ein, die vier Groschen unterschlagen zu haben, welche Dir dein Herr, der Broncefabrikant K. zur Benützung des Omnibus gegeben hat?" — Kein Laut kommt von der Lippe des Angeklagten.

„Was hat Dich dazu getrieben, Deinen bisherigen Brodherrn so zu hintergehen?"

Eine Thräne rieselt über die blasse Wange als einzige Antwort.

„Haben Dich vier Groschen so glücklich machen können, daß Du Deine bisherige Unbescholtenheit dafür aufs Spiel setzen konntest?"

Eine zweite Thräne folgt der ersten, dann eine der andern.

Der öffentliche Ankläger wird ungeduldig, „So erzähle doch einmal die ganze Geschichte: wie war das?"

Die Thränen fließen immer reichlicher, sie benetzen die Brüstung des Holzgitters, auch die schwarze Tuchmütze, mit welcher der Junge sie zu trocknen bemüht ist, bis sie endlich in ein ersticktes Schluchzen versiegen. Dann erzählt der ehemalige Arbeitsbursche des Broncefabrikanten mit zitternder Stimme: „Es war gerade schlechtes Wetter an dem Tage — sehr kalt und windig, es regnete fortwährend, und ich war den ganzen Tag über nicht von der Straße gekommen, da sagte der Herr K. zu mir, als ich um 5 Uhr nach Hause kam, und mein Vesperbrod essen wollte, ich könnte das nachher thun, ich müsse erst noch schnell nach der Andreasstraße mit einem Packet Wandarme,

die dort nöthig gebraucht wurden, — das Packet war so schwer, ich konnte es kaum tragen."

„Und weil es eben so schwer war, deshalb gab Dir der Herr K. das Geld zum Fahren?"

„Nein, deshalb nicht; Herr K. that das nie; meine Stiefel waren in den Sohlen ganz entzwei, ich hatte eiskalte Füße, denn das Wasser ging 'raus und 'rein, ich sagte das Herrn K."

„Also gab er Dir deshalb das Geld?"

„Nein, ich glaube aus dem Grunde allein nicht; Herr K. hatte nie Mitleid."

„Weshalb denn sonst!" Der Ankläger wird wieder ungeduldig.

„Ich sollte um sechs Uhr wieder zurück sein, um für seine Frau nach der Putzmacherin zu gehen. Herr K. sagte, der Omnibus fahre in zwanzig Minuten bis zum Andreasplatz, auch wieder in derselben Zeit zurück, ich könne also gut um 6 Uhr wieder retour sein; deshalb allein gab er mir die vier Groschen. Er fügte noch hinzu, ich könne im Omnibus mein Brod essen."

„Und was hast Du mit dem Gelde angefangen?"

Der Junge gibt als Antwort aufs Neue Thränen. — Das will aber der alte Gerichtsvorsitzende durchaus nicht anerkennen, denn er donnert ihm entgegen: „So höre doch endlich einmal auf zu flennen, das wird ja lästig!" so daß der blasse Knabe erschrocken zusammenfährt. — Armer Junge! — der Staatsanwalt wiederholt seine Frage: „Was hast Du mit dem Gelde angefangen?" und der Junge fährt fort:

„Ich wollte gerade den Omnibus besteigen am Dönhofsplatz, da fiel mir ein, daß meine arme Mutter und mein kleines Schwesterchen Lisbeth zu Hause den ganzen Tag nichts zu essen gehabt, denn meine Mutter war krank und konnte nicht nähen, was sie immer gethan hat, seit mein Vater todt ist, und Lisbeth ist noch zu jung, um etwas verdienen zu können, — und da dachte ich — ich könnte ja eben so schnell laufen, wie der Omnibus fährt, und dann am Abend zu Hause die vier Groschen abgeben."

„Hast Du denn in dem Augenblicke nicht daran gedacht, daß Du unrecht thatest?"

„Ja daran hab ich gedacht!" ich rief dann auch dem Omnibus wieder nach, aber er war ganz besetzt, und auf den nächsten konnte ich nicht warten."

„Ist es Dir denn möglich geworden, das schwere Packet zu transportiren?"

„Manchmal konnte ich gar nicht weiter — die Füße waren mir erstarrt, und mir war's dann öfter, als müsse ich zusammen brechen, — aber dann dachte ich wieder, wie sich meine Mutter und meine Schwester über die vier Groschen freuen würden, und ich lief weiter, immer neben dem Omnibus her. Wenn er anhalten mußte, um Damen aufzunehmen, dann benutzte ich die Pause, um mich auszuruhen. Ich wäre aber doch nicht so schnell nach der Andreasstraße gekommen, denn als ich an der Strahlauer Brücke ankam, konnte ich nicht weiter — ich mußte mich auf eine Treppe setzen, um nicht umzufallen; aber da kam zum Glücke gerade ein bekannter Bursche

an mir vorüber, der nahm mir das Packet ab und trug es bis nach dem Andreasplatz, weil er auch denselben Weg hatte."

„Bist Du dann auch wieder um 6 Uhr zu Hause gewesen, wie es dein Brodherr verlangt hatte?"

„Ich war noch fünf Minuten früher zu Hause, denn auf dem Rückweg bin ich schneller gelaufen, als der Omnibus sonst fährt."

„Der Buchhalter des Herrn K. hat Dich doch unterwegs gesehen; weßhalb hast Du denn gelogen, als Herr K. Dich fragte, ob Du auch wirklich gefahren seiest?"

„Ich hatte Angst, daß Herr K. mir das Geld wieder abnehmen würde; er hat mir denn auch die vier Groschen am Sonnabend von meinem Lohne abgezogen."

„Hast Du denn das Geld Deiner Mutter wirklich gegeben?

„Ja, sie weinte und frug mich, woher ich es hätte; ich sagte, ich hätte Trinkgelder bekommen, dann freute sie sich."

Die Zeugen werden hereingerufen. Herr K., ein Emporkömmling mit dem Wesen eines Hausknechtes in Generalsuniform, sagt im Wesentlichen dasselbe aus wie Franz M. und beantragt Bestrafung für seine „Gutmüthigkeit" zum Exempel für Andere. Jetzt wird Frau M., die Mutter Franzens, aufgerufen." Ein abgehärmtes bleiches Weib erhebt sich von der Bank und tritt vor. Das Haar ist schon grau an den Schläfen und der Rücken gebeugt, eine jener Gestalten, die die Brust zusammengepreßt bis tief in die Nacht

hinein sitzen, um für wenige Groschen sich die Augen blind zu arbeiten — für ihre Kinder; — das Auge trüb und matt, matt wie das Lampenlicht, bei dem es thränt vor Müdigkeit. — Sie sagt kein Wort, sie beachtet auch nicht die Frage des Richters, die zitternde Hand sucht in der Tasche, zieht ein Tuch hervor, wickelt es auf und legt vier einzelne Groschen auf den grünen Tisch des Richters.

Nur ein Seufzer entrang sich ihrer Brust. Weshalb auch sprechen? Wenn des Menschen Herz pocht zum Zerspringen, dann seufzt er. Und wie im Leben so oft uns die stumme Miene eines Menschen mehr sagt, als hundert Worte es vermögen, so erzählte auch dieses stille Thun der armen Frau viel, sehr viel — von der Mutterliebe.

Da nehmt sie zurück die wenigen Pfennige und trocknet ihm die Thränen — ich spreche ihn frei. Vielleicht hatte sie auch heute wieder nichts zu essen, eben derselben vier Groschen wegen — was schadet's, er hat für sie gelitten, sie leidet für ihn. Das waren die Gedanken, die in der Seele der Mutter sich regten. Möglich, daß sie einen Widerhall in den Gemüthern der Richter fanden, denn einen Augenblick war es todtenstill im Saale, dann ergriff der Vertreter des Staatsanwalts nochmals das Wort. Da es erwiesen sei, daß der Angeklagte bereits fünf Minuten vor der festgesetzten Frist seinen Auftrag erledigt hatte und im guten Glauben gehandelt habe, wolle er mildernde Umstände gelten lassen und beantrage das niedrigste Strafmaß, einen Tag Gefängniß. — Ein einziger Schrei, den der niemals wieder

vergißt, der ihn einmal gehört hat, ertönt von den Lippen des armen Weibes — dann wieder die vorige Stille.

Der Gerichtshof stimmt dem Antrage des Staatsanwaltes bei, und Franz M. tritt seine Strafe gleich an. Als der Richter die alte Frau auffordert, die vier Groschen als ihr Eigenthum zurück zu nehmen, schüttelt sie den Kopf und weist stumm auf den Fabrikanten, dessen Gesicht sich röther färbt.

Eine Nacht ist vergangen, eine entsetzliche, lange Nacht für ein armes Weib und ihr kleines Töchterchen; und wieder ist es Tag. Die Menschen rauschen durch die Straßen, unbekümmert um das Elend, das rings herum um sie in tausendfacher Gestalt auftaucht. Und Niemand beachtet auch die ärmlich gekleidete Frau aus dem Volke, die ein kleines Mädchen an der Hand, zitternd vor Frost vor dem Polizeigefängnisse steht. Endlich, endlich — „Er kommt, Mutter!" Das kleine Mädchen jauchzt laut auf, und als es jetzt seinen Bruder erblickt, da fliegt es ihm an die Brust, und eine lange, lange Umarmung verkündet die Geschwisterliebe und die Freiheit!

31.

Die Thräne.

Ein armer geschickter Schreiner zu Augsburg erhielt durch Empfehlung die Arbeit in einem angesehenen Kaufmannshause. Der Kaufmann

bestellte für 600 Mark Mobiliar bei ihm. Hoch erfreut eilte der Schreiner nach Hause und erzählte seiner Frau das gehabte Glück. Aber als der erste Rausch der Freude vorüber war, kam der hinkende Sorgenbote nach und stellte die Frage auf: Wo nun die bedeutende Auslage hernehmen?" — Den neuen Kunden um Vorschuß bitten, das ging nicht, denn dadurch wäre vielleicht der ganze Handel rückgängig gemacht worden. Reiche Freunde hatte der arme Handwerksmann nicht, wo blieb nun andere Zuflucht, eine so bedeutende Summe, die doch zur Beschaffung des Materials gehörte, zu erlangen, als von einem Geldleiher sie zu borgen? Ein solcher ward auch bald gefunden und nach dem er sich von der Richtigkeit der Bestellung überzeugt hatte, gab dieser gegen einen Wechsel mit hohen Prozenten auf zwei Monate das verlangte Geld her.

Mit unermüdlichem Fleiße arbeitete der wackere Schreiner, und bald standen die herrlichsten Möbel fertig zum Lobe des Meisters da.

Im Sonntagsstaat gekleidet ging nun Meister Schreiner neben den Bahren her und hoch pochte ihm das Herz vor Freude, wenn Vorübergehende die schöne Arbeit lobten. Als man im Hause des Kaufmanns angekommen, lief Alles zusammen, die neuen Sachen zu schauen. Auch der Hausherr wurde gerufen und lächelte beifällig und zufrieden. „Er soll in Zukunft mein Schreiner sein, denn die Arbeit ist wirklich lobenswerth, laß er nur Alles behutsam niedersetzen. Gott befohlen!" und damit ging er auf's Comptoir, der Schreiner und seine Gesellen bald darauf aus dem Hause.

„Meister," sprachen die Gesellen, „der Herr schien ganz zufrieden, und wie reich muß er sein! Da habt Ihr einen guten Kunden erhalten."

„Jawohl, das habe ich und bin auch hoch erfreut darüber," antwortete der Meister. Doch auf dem Gesichte des guten Mannes war keine rechte Freude zu sehen, denn er dachte daran, daß die zwei Monate in acht Tagen verflossen, die Frist zur Rückzahlung des Anlehens abgelaufen sei, und der Kaufmann ihm von Bezahlung keine Silbe gesagt habe. — Wie sollte das werden? Betrübt saßen, nach Ablauf weiteren sieben Tage die beiden Eheleute beisammen. Da sprach die Frau: „Auf, lieber Mann, fasse ein Herz, geh' zu unsrem neuen Kunden und bitte ihn um Bezahlung; er wird ein Mensch sein und Einsicht haben." Und der Meister ließ sich bereden.

Schwer schlug ihm das Herz, krampfhaft drückte er die Krempe seines Hutes zusammen, als er die Thüre des Comptoirs geöffnet und rechts und links an hohen Pulten ein Dutzend emsig arbeitender Schreiber gewahrte. Er bot ihnen laut einen guten Tag, keiner antwortete ihm. Er wiederholte nach einer Pause die Begrüßung und mit einem scharfen Blick ihn messend, fragte der Nächstsitzende: „Was haben Sie?" — „Bitte, ich möchte gern den Herrn sprechen." — „Dort unten", war die Weisung, indem er rückwärts nach einer Ecke des großen Zimmers zeigte.

Langsam und schwer schritt der Schreiner durch den Saal; es war ihm, als ob Blei in seinen Füßen läge. — Da saß der stolze Kaufmann, die Stirne nachdenkend in die linke Hand

gestützt, in der rechten Hand die Feder haltend, wollte er eben ein wichtiges Handelsprojekt zu Papier bringen, als der Schreiner, aus Verlegenheit plump und halb blind gemacht, gegen die offene Thüre des Gitters rannte, und den Sinnenden plötzlich unsanft aus seinen Gedanken riß. Barsch fuhr er empor! „Was will Er?" Doch war an keine Antwort zu denken. Alle im Sinne gehabten und von der klugen Ehehälfte ihm eingeprägten schönen Worte waren dahin. — „Was will Er?" fragte der Kaufmann den Sprachlosen, denn er erkannte ihn nicht mehr.

„Verzeihen Sie, mein Herr," stotterte der Schreiner, „ich war, ich bin, ich komme — der Schreiner, der die Ehre hatte, für Sie zu arbeiten — —"

„So so, und? — Er will vorfragen? Ich habe noch nichts wieder, er braucht sich auch nicht zu bemühen, ich werde nach ihm schicken, wenn ich etwas benöthige. Vielleicht bald. Adjeu!" Und damit neigte sich sein Haupt und seine Hand wieder zum Papier.

„Ach," fing der zerschmetterte Meister wieder an, „der Herr möge nicht böse werden, aber ich möchte Sie wohl bitten, um den Betrag des Gelieferten; ich habe kein Kapital, und —"

Verdrießlich erhob sich der Kaufmann. „Ich bezahle nur halbjährlich; auf solche Kleinigkeiten können wir uns nicht einlassen. Laß er sich dort beim Cassier auszahlen; Er muß keine Arbeit annehmen, wenn er nicht creditiren kann!" und so winkte er einem ihm zunächst sitzenden jungen

Manne, demselben befehlend, dem Schreiner 600 Mark auszuzahlen.

Stumm nahm dieser das Geld in Empfang und an den Pult des Kaufmanns wankend, um zu unterzeichnen, gepreßt von dem Gedanken: Die gute Kundschaft ist verloren; du kannst in Zukunft eine solche Arbeit doch nicht annehmen, denn deine Armuth verschließt dir alle Hoffnung dazu, floß eine Thräne über seine Wange.

Der Kaufmann bemerkte sie. Stumm, mit wehleidiger Miene verneigte sich der unglückliche Schreiner und ging. Als er die Hälfte des Zimmers durchschritten hatte, rief ihn der Kaufmann zurück: „Hört einmal, Meister Schreiner, von den Stühlen kann er mir noch ein Dutzend liefern, und ich habe in der nächsten Zeit noch Mehreres. Doch damit Er in Zukunft nicht alle Augenblicke beschwerlich wird, so will ich Ihm creditiren." — „Zahlen Sie dem Manne noch 1000 Mark," sprach er zum Cassier und blickte auf's Papier.

Sprachlos stand der Schreiner da, im Innersten erschüttert. Rasch ging er auf dem Kaufmann zu, ergriff dessen Hand und drückte sie herzlich an seine Lippen. „Dank!" stammelte er, „tausend Dank, guter Herr!" —

„Laß er das, lieber Freund. Wenn er ein ehrlicher Mann ist, so braucht Er des Dankes nicht. Geh Er mit Gott. Ich komme vorbei an Ihm und will einmal selbst nach seiner Wirthschaft sehen. Adjeu!"

Ueberglücklich kehrte der Schreiner heim. Fleißig arbeitete er, und durch des angesehenen Kunden Hilfe war er bald ein gemachter Mann

und ist jetzt einer der angesehensten Schreiner der Stadt.

Der stolze reiche Kaufmann aber fühlte an jenem Morgen eine so sonderbare Regung in seinem Herzen, daß er seit dieser Stunde noch manche Thräne hervorlockt; doch immer eine Thräne der Dankbarkeit.

32.

Der Mutter Vermächtniß.

In der Stadt P. wurde von Ordensgeistlichen eine Volksmission abgehalten. Die herrlichen Predigten der ehrwürdigen Väter lockten nicht nur viele Andächtige und Neugierige in das Gotteshaus, sondern dienten auch außer der Kirche zum gegenseitigen Meinungsaustausche strenggläubiger wie lauer Katholiken und anders gesinnter, selbst feindlich denkender Leute. Im Gasthause zum Lamm hatten sich mehrere gottesfürchtige Männer zum Abendtrunke zusammengethan und besprachen sich über den an demselben Morgen gehaltenen Kanzelvortrag, so wie über ein Ereigniß, welches während dieses Vortrags stattgefunden hatte. — Pater Felix, der jüngste der Missionäre, hatte in hinreißender Weise die Gnadenwirkungen eines wahrhaft frommen Gebetes behandelt. Eine der Zuhörerinnen, eine bereits bejahrte Dame aus gebildetem Stande, hatte laut geschluchzt und war später ohnmächtig zusammen-

gesunken. — Jetzt trat ein junger Arzt in das Wirthszimmer und gesellte sich zu den Männern.

„Wie geht es der ohnmächtig gewordenen Frau?“ fragte einer der Gäste. „Die Leblose ward in das Krankenhaus geschafft, bei welchem Sie als Arzt angestellt sind.“

„Die Bewußtlose kam zwar wieder zu sich“ antwortete der Gefragte, „allein sie starb nach wenigen Stunden. Vor ihrem Tode ließ sie den jungen Missionär zu sich rufen und empfing von ihm die heiligen Sterbsakramente. Ich telegraphirte in ihrem Auftrage an ihren Sohn, welcher in der Stadt U. lebt. Es ist der dortige Beamte Karl N.“

An einem anderen Tische war ein Herr allein gesessen, welcher jetzt sichtlich erbleichte und sich unruhig von seinem Platze erhob. Die Gäste wurden aufmerksam. „Was ist Ihnen?“ fragte der Arzt theilnahmsvoll.

„Ich bin der Sohn der verstorbenen Frau,“ brachte der Angeredete mühsam hervor, „ich bitte Sie Herr Doktor, gehen Sie mit mir auf mein Zimmer und erzählen Sie mir Alles, was Sie von meiner verewigten Mutter wissen.“ Der Arzt leistete der Einladung Folge. Beide Männer blieben bis in die späte Nacht beisammen und trennten sich als Freunde.

Am anderen Morgen verfügte sich der Beamte Carl N. in den Friedhof; dort ließ er sich das Leichenhaus aufschließen, in welchem seine Mutter auf einer Bahre gebettet dalag. Er stürzte vor der Leiche auf die Kniee nieder und bedeckte die

kalte Hand der Todten mit Thränen und Küssen. Nachdem er seinem Schmerze lange, lange Zeit freien Lauf gelassen hatte, erhob er sich, ging in die Stadt zurück und suchte den Missionär Pater Felix auf, welcher die Gastfreundschaft des Pfarrers genoß. Er traf den jungen Priester zu Hause und rief bei seinem Anblick erstaunt: „Wie, Heinrich, Du bist es!"

„Ja, ich war früher der leichtsinnige, ungläubige Heinrich S.," versetzte der Angeredete, „Jetzt bin ich Pater Felix geworden und suche durch ein strenges Bußleben meine früheren Verirrungen möglichst wieder gut zu machen. Doch Du, Karl, wie kommst Du hieher?"

„Du weißt," begann Karl, „ich bin Beamter in der weit von hier entfernten Stadt U. Ich hatte Urlaub genommen, um meine alte Mutter in dem Städtchen B. mit einem Besuche zu überraschen. Die ununterbrochene Reise von U. nach B. wäre für mich zu anstrengend gewesen, auch wäre ich zu spät in der Nacht zu B. angekommen, um meine kränkliche Mutter noch an demselben Tage belästigen zu können. Ich hatte deshalb vorgezogen, hier in der Stadt, welche ich doch auf meiner Reise berühren mußte, zu übernachten. In meinem Gasthause höre ich von dem Unfalle, welcher meine Mutter betroffen, so wie daß ein Pater Felix ihr den letzten priesterlichen Beistand geleistet habe. Ich suche nun diesen Priester auf, finde in ihm zu meiner großen Verwunderung Dich, meinen alten vertrauten Freund, von welchem ich seit sieben Jahren nichts mehr gehört hatte. — Ich bitte Dich, theile mir alles getreu mit

was Du von meiner guten, entschlafenen Mutter weißt."

„Nach meiner gestern gehaltenen Predigt," hob der Priester an, „ward ich in das Krankenhaus geholt. Die Kranke, welche mich hatte zu sich bescheiden lassen, gab sich mir als Deine Mutter zu erkennen. Die alte, leidende Frau hatte es sich nicht verwehren können, wenigstens einigen Antheil an der Mission zu nehmen. Sie war von dem nahen Städchen B. zum ersten Male während der Mission hieher gereist und war tief ergriffen, als sie in dem Prediger mich erkannte, mich, den früher so leichtsinnigen, den glaubenslosen Freund ihres gleichfalls glaubenslosen Sohnes, mich, von welchen sie schon seit mehreren Jahren nichts mehr gehört hatte. Im Verlaufe meines Vortrages erwähnte ich eines jungen Mannes, der den größten Theil seines Lebens in Ausschweifungen, in frevelhafter Verspottung seiner heiligen Religion zugebracht hatte. Seinen Vater hatte er als Kind verloren, gegen die Ermahnungen und Zurechtweisungen seiner Mutter war er lang taub geblieben und hatte kein Gefühl gehabt für ihre Thränen und ihrer heißen Gebete um die Besserung ihres einzigen Sohnes gespottet. Die Mutter siegte dahin, von schwerem Gram gebeugt. Als sie dem Sterben sich nahe fühlte, ließ sie noch einmal ihren ungerathenen Sohn vor ihr Lager treten. Sie gab ihm ihren mütterlichen Segen. Sie bat und beschwor ihn um Jesuwillen, um seiner sterbenden Mutter willen, um seiner Seele willen, von seinem lasterhaften Lebenswandel abzustehen. Diese Worte einer sterbenden Mutter waren die

Strahlen der göttlichen Gnade, welche das Herz des Verblendeten trafen. Er gelobte der Mutter Besserung und hat sein gegebenes Wort gehalten. Jetzt steht der reuige Sünder vor Euch auf der Kanzel und bittet und beschwört Euch um Jesu willen, um Euerer eigenen Seelen willen, geht in Euch und wirke jeder würdige Früchte der Buße! Bete aber auch der Eine für den Andern, die Eltern für die Kinder, der Freund für den Freund um Erlangung der göttlichen Bußgnade."

Pater Felix hielt ein wenig inne; sein thränenfeuchtes Auge ruhte forschend auf Carl. Carl schlug die Augen nieder. Nach einer Pause fuhr der Erzähler fort: „Nachdem ich zu deiner Mutter gerufen worden war, bekannte sie mir, daß sie durch meine Predigt erschüttert worden wäre und später das Bewußtsein verloren habe. Sie habe an ihren unglücklichen Sohn Carl gedacht, für welchen auch sie bereits Jahre hindurch die inbrünstigsten Gebete zum Himmel geschickt habe aber noch immer nicht erhört worden sei. Sie bat mich, Dir zu schreiben, Dir ihre letzten Muttergrüße und ihren Muttersegen zu senden. Der Mutter letzter Wille, ihr heiligstes Vermächtniß an ihren fernen Sohn bestand in den flehendlichsten Ermahnungen, daß derselbe zurückkehren möge auf den Weg des kindlich frommen Glaubens der Gottesfurcht und Tugend. Noch heute wollte ich Dir den letzten Willen deiner Mutter brieflich berichten, doch die weise Fügung der göttlichen Vorsehung hat Dich persönlich zu mir geführt."

Carl war in tiefes Nachdenken versunken. Nach einer Pause hob er jetzt das Haupt und

sprach langsam und feierlich: „Der Wille meiner hingeschiedenen Mutter ist mir heilig. Ich werde mich zu bessern suchen, so wahr Gott meiner armen Seele gnädig sei!“

Dieser ernste Auftritt war entscheidend für Carls übriges Leben. Mit den Zeichen der tiefsten Zerknirschung empfing er die heiligen Sakramente und ward von da an ein braver und gottesfürchtiger Mann.

O Mutterlieb', o Muttertreu',
So tief betrübt, und immer neu!
O Mutterherz, so schwer gekränkt,
So reich mit bittrem Gram getränkt,
Und ungeschwächt von Lieb durchglüht!
O Mutteraug, das thränend sieht
Des irren Kindes Uebermuth
Und doch voll Liebe auf ihm ruht!
Verirrtes Kind, o wend' den Blick,
Zum Mutterherzen kehr' zurück!

33.

Herzensgüte eines Prinzen.

Dem königlichen Prinzen Karl Ferdinand von Artois hatte sein Vater einen Schönschreiblehrer beigegeben, Namens Rochon, einen achtungswürdigen Mann, der an Jahren zwar schon vorgeschritten war, aber mit der ausgezeichneten Fertigkeit in seiner Kunst eine eben so seltene Herzensgüte und eine unzerstörbare Geduld verband, und Geduld bedurfte er; denn da Karl das schön Schreiben nur für einen Luxus nicht aber

für eine Nothwendigkeit hielt, zeigte er für das Erlernen desselben wenig Eifer und Aufmerksamkeit. Dazu kam noch seine natürliche Lebhaftigkeit, so daß er den Warnungen des Lehrers keine Folge leistete, vielmehr oft Scherz mit demselben trieb.

„Aber Hoheit, Sie kommen zu weit über die Linie hinauf!“

„Glauben Sie, Herr Rochon? — Die Worte sind aber zu lang, mein Stuhl zu hoch ....“

„Doch Hoheit, sehen Sie nicht, Sie kommen über die Linie herunter!“

„Richtig, ich habe meinen Stuhl zu weit weggeschoben, und die Hand wird schon müde ....“

„Ach, Hoheit, wenn Sie so mit den Füßen schlängeln, fahren Sie bald über, bald unter die Zeile; und diese dicken Striche!“

„Schon wahr, Tinte und Feder wollen nicht pariren.“

So ging es fast täglich, und es gab keinen Vorwand, den er nicht geltend machte, um seine Abneigung gegen das Schönschreiben zu rechtfertigen, so daß der ehrwürdige Rochon nahezu die Hoffnung aufgab, daß er sich mit seinem Zögling je eine Ehre gewinnen werde.

Eines Tages bemerkte Prinz Karl, daß Rochon schwermüthig nachdenkend und schweigsamer als sonst sei, und gerieth auf die Vermuthung, es möchte sein Unfleiß und Muthwillen die Ursache der Trauer seines Lehrers sein. Er that also sein Möglichstes, strengte sich an, zeigte guten Willen und schrieb auch schöner, als je vorher. Dennoch blieb sein Lehrer gleich schwermüthig. Karl's gutes Herz konnte dies nicht ertragen, gab Rochon

huldvolle Worte, bewies ihn Artigkeiten und die schönsten Versicherungen für künftigen Fleiß. — Alles umsonst. Rochon blieb in seinem Tiefsinn versunken.

Kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, erkundigte sich Karl alsbald bei dessen Bedienten, aus welchem Anlaß sein Herr solcher Muthlosigkeit verfallen sei, und dieser konnte nicht umhin, die Wahrheit zu sagen: Ein treuloser Freund habe seinen Herrn schändlich hintergangen. Rochon habe aus Mitleid mit diesem auf dringendes Bitten einen Wechsel von 1200 Liren mit einem Monat Verfallzeit auf sich genommen. Aller Anstrengungen ungeachtet sei er nicht im Stande, sie ganz zu decken; noch fehlen ihm 600 Liren, und er sehe sich genöthigt, nicht nur seine Möbel, sondern was er auch sonst noch Werthvolles besitze, unter dem Preise veräußern zu müssen.

Wer Karl in diesem Augenblicke hätte sehen können, würde geglaubt haben, daß ihm die Rede zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus gegangen sei, so gleichgültig wußte er sich zu stellen; allein in seinem Herzen hatte sich die regste Sehnsucht entzündet, seinem Lehrer aus der Verlegenheit zu helfen. Tag und Nacht schmiedete er Pläne, wie da Hilfe zu schaffen sei. Seine Sparbüchse reichte nicht aus; diese hätte er sogleich mit Freuden geopfert.

Endlich hatte er's gefunden. Als Karl am anderen Morgen in das Gemach seines Vaters getreten war, um seinen Morgengruß darzubringen, und dieser wie gewöhnlich ihn fragte, ob seine Lehrer mit ihm zufrieden seien, namentlich

ob er Fortschritte im Schönschreiben mache antwortete er:

„Es geht nicht übel, Vater, aber wenn Sie nur wüßten, wie langweilig dieser Unterricht ist!“

„Ich gebe es zu, mein Sohn; die Prinzen haben immer Langeweile; da es aber unumgänglich nothwendig für einen Prinzen ist, daß er schreiben, recht schreiben und geordnet schreiben könne, so halte ich für das Beste, sich willig darein zu fügen.“

„Ich werde es auch gerne thun, wenn Sie auch Ihrerseits mir ein Gutes thun wollen.“

„Welchen Gefallen soll ich Dir erweisen? sprich mein Sohn!“

„Ich bitte, daß Sie mir, so oft ich ein gutes Zeugniß von meinem Lehrer bringe, mir eine Karolin zukommen lassen möchten, mit der Erlaubniß, damit anfangen zu dürfen, was ich will.“

„Gut, ich gehe diesen Vertrag gerne ein und wünschte sogar, daß Du mir aus dieser Veranlassung die ganze Börse ausleertest: Der Vertrag ward also abgeschlossen und mit den zärtlichsten Küssen besiegelt.

Der Knabe war nun ganz glücklich, und helle Freude leuchtete von seinem Angesichte. Der Vater versuchte zwar, dem Sohne sein Geheimniß zu entlocken, da aber Karl auf die verschiedenen Wendungen auszuweichen bemüht war, drang der Vater nicht weiter in ihn mit Fragen.

Beim nächsten Schreibunterrichte bewies Karl eine Folgsamkeit, Achtsamkeit und insbesondere eine ausdauernde Geduld, welche dem Lehrer so sehr auffiel, daß er laut seine Verwunderung

äußerte: Wie! Dieser Knabe, der sich vor Kurzem ganz vom Leichtsinne beherrschen ließ, lieber den trotzigen Jungen spielte, als sich gutgemeinter Mahnung unterwarf, der eilt jetzt an den Schreibtisch, sieht und hört nichts mehr um sich herum, widmet alle Aufmerksamkeit dem Lehrer und der Vorlage, kommt niemals mehr über oder unter die Zeile, wechselt unter keinem Vorwand mehr seine Feder oder seinen Sitz und ahmt mit sichtbarer Fertigkeit die Vorschrift nach.

„Sehen Sie, Hoheit", rief von Begeisterung hingerissen, Rochon aus, „sehen Sie, welche Talente Gott Ihnen verliehen hat, wenn Sie dieselben anwenden wollen! Diese Zeile da ist fehlerlos geschrieben: jeder Buchstabe von gleicher Höhe, rein, in gleichem Abstande! Wenn Sie so fort fahren, bedürfen Sie bald keiner Vorlage mehr."

In der folgenden Unterrichtsstunde derselbe Fleiß von Seite des Schülers, dieselbe Verwunderung auf Seite des Lehrers.

„In Wahrheit, Ihre Hoheit, in Ihnen ist eine Veränderung vor sich gegangen, die mir unerklärbar ist!"

„Sie sind also zufrieden mit mir, Herr Rochon?"

„Zufrieden? — Ausgezeichnet zufrieden bin ich mit Ihnen! Ich schätze mich glücklich, Ihnen in Gerechtigkeit alles Lob ertheilen zu können!"

„Nun gut, Herr Rochon! wollten Sie mir also die Liebe erweisen, mir ein gutes Zeugniß auszustellen, um damit meinen Vater zu überraschen, der immer meint, ich wolle nichts thun?"

„Mit Vergnügen, Hoheit, und zwar nicht ein gutes, sondern das beste. Sprechen Sie um ein solches an, so oft Sie belieben, wofern Sie in diesem heute bewährten Eifer sich erhalten.“

Rochon faßte sogleich ein Zeugniß ab, welches, wie sich von selbst versteht, Karl alle Ehre machte und nicht verfehlen konnte ihm die gewünschte Belohnung von seinem Vater zu verschaffen. Welch eine Freude für ihn, zum Erstenmale den verdienten Louidor zu ernten, die Frucht seiner Mühen, ein rechtmäßig erworbenes Eigenthum, und einen so ergiebigen Trost für seinen schwergeprüften Lehrer!

Alle Morgen brachte von jetzt an Karl ein solch glanzvolles Zeugniß zum Morgengruße mit und trug eine immer schwerer gewordene Börse davon.

„Sollte wirklich Karl einen so ausdauernden Fleiß besitzen?“ fragte sich der König, „wie es den Anschein nimmt, behandelt Rochon seinen Zögling zu nachsichtig.“ Rochon mußte die Schreibhefte bringen, und der König mußte nicht wenig staunen, da er sich wirklich überzeugte, welche Fortschritte Karl in den drei Wochen gemacht hatte. Der Prinz befand sich in kurzer Zeit im Besitze von 25 Goldstücken, den Gegenstand seines geheimen Ehrgeizes.

Der auf Herrn Rochon ausgestellte Wechsel hatte nur noch drei Tage zu laufen, die Verfallzeit war vor der Thüre. Vergebens wande sich der würdige Lehrer an das milde Herz seines Gläubigers; aber bei diesem verknöcherten Wucherer fanden Bitten keinen Eingang; Rochon befand

sich in der peinlichsten Gemüthsstimmung; der Trübsinn drückte sich auf seinen Gesichtszügen ab. Schon sah er sich unmächtig, seinen Gläubiger zufrieden zu stellen, da fiel sein Blick auf ein kleines Silbergeschirr, das ihm ein theuerer Freund zum Andenken vermacht hatte, und auf sein treues Hündchen, das traulich und mitleidsvoll ihm in die Augen blickte. Diese beiden Gegenstände, meinte er unter Thränen im Auge, werden den Betrag des Wechsels ausfüllen, und die sechshundert Liren, die noch fehlen, decken.

Mit diesen letzten Opfern im Gedanken beschäftigt ging er langsamen Schrittes fort und begann den Unterricht — später wie sonst — mit dem Prinzen. Während er sich entschuldigte, daß ein ernstes Geschäft ihn zurückgehalten habe, bemerkte der Schüler mit richtigem Blicke, daß tiefgehender Kummer auf die Seele seines guten Lehrers drücke; aber in dem Maße, als die Miene desselben das Gepräge des nicht zu unterdrückenden Schmerzes annahm, wurde die des Knaben heiter und vor Freude strahlend.

„Was geht Ihnen nahe, mein Herr Rochon, Sie sind nicht wie sonst gestimmt?"

„Es ist wahr, Hoheit; jeder Mensch hat so ein kleines Leiden."

„So, Leiden! und welches sollte das Ihrige sein? Sie sollten es mir anvertrauen und zwar sogleich. Sie wissen, wie sehr mir Ihr Wohl am Herzen liegt."

Angesichts einer so treuherzigen, aufrichtigen Kinderseele wäre Herr Rochon beinahe in Versuchung gerathen, seinem Schüler sein schmerzliches

Geheimniß zu entdecken. Diesem hätte es auch nur ein Wort gekostet, so würde sein erhabener Vater Hilfe geschafft haben. Der edle Rochon aber faßte sich, denkend, auf solche Weise aus einer Verlegenheit zu kommen, sei nicht rathsam. Um nun sein Geheimniß besser zu verdecken, suchte er dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Sie sind heute zerstreut, Hoheit; gestern waren Sie besser zur Arbeit aufgelegt; weniger unruhig.“

„Meinen Sie, Herr Rochon?“

„Sie sind nicht gesammelt, Ihre Gedanken schweifen in anderen Regionen umher, das ist gewiß.“

„Ja, mir geht etwas im Kopfe herum.“

„Sie können sich kaum auf Ihrem Sitze ruhig halten; mir ist, als ob Sie zittern.“

„Freilig, und Sie sind die Ursache!“

„Ich, Hoheit, ich?

„Ja, Sie! — Nimmer, nein, nimmer länger kann ich widerstehen!“ Bei diesen Worten steht Karl rasch auf, öffnet das Tischkästchen, in welchem er seinen Schatz verborgen hielt, nimmt ihn heraus und fällt seinem alten Lehrer damit an den Hals.

„Nehmen Sie,“ stammelte er, „das wird zureichen, daß Sie den Wechsel bezahlen ..... verkaufen Sie Ihre Möbel, Ihr Hündchen nicht!“

Diese Herzensgüte des jungen Prinzen erschütterte den greisen Lehrer bis in's Innerste; zitternd klammerte er sich an den Tisch und weinte Liebes- und Dankesthränen, Rochon erkannte, daß sein Geheimniß entdeckt, ja seine

Gedanken errathen seien, und daß der Knabe planmäßig die Abwendung seiner Noth betrieben habe. — Aber woher nahm der Knabe das Geld? fragte er sich betroffen, und wagte die dargereichte Börse nicht anzunehmen. Karl war genöthigt ihm mitzutheilen, welchen Vertrag er mit seinem Vater eingegangen, und daß vermöge dessen ihm 25 Karolin geblieben seien.

„Wie, also um Ihren greisen Lehrer zu retten, haben Sie solche Selbstverleugnung geübt, solchen Fleiß und Ausdauer bewiesen, sich aufgeopfert für mich! . . . . ."

„O mein lieber Herr Rochon, weinen Sie doch nicht, ich habe ja nur gethan, was ohnehin die Pflicht mir gebot."

Aber Rochon konnte sich der Thränen nicht erwehren; er ergriff die Hände Karls, führte sie an seine Lippen, küßte sie und drückte sie wieder an sein Herz und stotterte die Worte: „Der liebe Gott! Der liebe Gott! — vergelten, — vergelten!"

Während dieser Scene trat der König ein, erstaunt um sich blickend — in den Augen des Alten Thränen, — eine gefüllte Börse in seinen Händen, und Karl — mit beschämtem Angesichte! Was sollte er vermuthen?

Allein Rochon ließ keinen Verdacht aufkommen, sondern redete Se. Majestät an: „Wünschen Ew. Majestät sich Glück zu Ihrem erlauchten Sohne! Um mich meines Kummers zu überheben, verleugnete er ein ganzes Monat hindurch seine natürlichen Gemüthsanlagen, achtete jede Mühe gering und überwand opferwillig die Langeweile,

die mit dem Unterrichte, den ich ihm ertheile, unleugbar verbunden ist, die Frucht davon ...."

„Ach, dies ist also die Ursache deines Vertrags mit mir, mein Karl?" fiel der König ein, indem er seinen Sohn an die Brust drückte; und zu Rochon gewendet: „Ja, das ist Karl's Eigenthum, über welches er frei verfügen kann, nehmen Sie!"

„Dies edle Geschenk, welches meine Ruhe mir wieder gibt, ja, mit Stolz nehme ich sie an, diese doppelt süße Gabe. Ich werde diesen Zug der Herzensgüte, der Willenskraft allüberall verkünden; auch Ihre Enkel und die Geschichte soll von dieser edlen Handlung erzählen und sie der Nachwelt überliefern."

34.

Karl's des Großen Tod.

Schon im Jahre 806 hatte Karl sein Testament als Kaiser gemacht, indem er die Erbfolge in seinem Reiche anordnete und die Länder unter seine drei Söhne Karl, Pipin und Ludwig theilte. Er legte ihnen dabei väterlich an's Herz, sie sollten Friede und Einigkeit unter sich und unter ihren Völkern zu erhalten bemüht sein, die Kirche des hl. Petrus beschirmen und, so viel an ihnen sei, dieselbe in ihren Rechten schützen u. s. w. Erst fünf Jahre später ordnete

er sein Zeitliches als Privatmann, als Christ, indem er bestimmte, wie sein Hab und Gut vertheilt werden solle, damit im Falle seines Todes oder einer Entsagung alles Irdischen, die er im Sinne gehabt zu haben scheint, kein Streit darüber entstehe.

Der Wortlaut dieses seines Testaments ist uns durch seinen Biographen Eginhard überliefert worden. Es ist abgefaßt „im Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus 811, seiner Regierung im Frankenreiche am 43., und in Italien am 36., nach seiner Erhebung zum Kaiser am 11." Und ist unterzeichnet von anwesenden 11 Bischöfen, 4 Aebten und 15 Grafen.

Die letzten Lebensjahre Karl's wurden durch vielerlei schmerzliche Ereignisse getrübt. Kein Jahr war jedoch für sein Herz schmerzvoller als das Jahr 810. Schon das feuerige Meteor, dessen plötzliche schreckenerregende Erscheinung das Pferd Karl's auf dessen letztem Zuge gegen König Gotrik so sehr schreckte, daß es seinen Herrn abwarf und selbst zu Boden stürzte, ward allgemein für eine Vorbedeutung naher Unfälle gehalten. Wirklich entriß auch in diesem Jahre der Tod dem Kaiser die geliebteste seiner Töchter, die schöne Rotrudes, das theuere Ebenbild seiner ihm unvergeßlichen Gemahlin Hildegardis. Noch im nämlichen Jahre starb Karl's zweiter Sohn, der König Pipin, und diesem folgte bald darauf in das Grab auch sein ältester Sohn, Carl, der Liebling seines Herzen.

Bei einem festen, in allen seinen Verhältnissen im schönsten Ebenmaße stehenden Körperbau hatte

Karl bisher trotz der vielen mühseligen Feldzüge und Reisen sich eines ununterbrochenen Wohlseins erfreut, und ein ihm bisweilen befallendes Fieber schien, indem es seinen starken Körper reinigte, seiner Gesundheit eher zuträglich als verderblich; aber jetzt fing er an zu kränkeln. Er suchte sich, wie er gewohnt war, durch Fasten zu helfen, aber es stellten sich nach und nach alle Gebrechen des Alters ein. Weit öfter als sonst ward er von Fieberschauern überfallen. Gichtische Anfälle lähmten seinen rechten Fuß, und das täglich zunehmende Gefühl des Dahinschwindens seiner Kräfte mahnten ihn immer mehr an sein herannahendes Ende.

Ueberdies schienen mehrere ganz ungewöhnliche Erscheinungen am Himmel wie auf der Erde auf den Tod eines außerordentlichen Mannes hindeutend, den Völkern ein verhängnißvolles Ereigniß zu verkündigen. Am meisten schreckte ein sieben Tage in der Sonne sichtbarer und sie halb verdunkelnder schwarzer Flecken*). Auch eine totale Sonnen- und Mondsfinsterniß weckte bange Ahnungen. Die von Karl bei Mainz erbaute Rheinbrücke, das Werk von zehn Jahren, ein Meisterstück damaliger Baukunst, brannte gänzlich ab, ohne daß man den Grund dieses schrecklichen Brandes errathen oder trotz aller Anstrengungen demselben Einhalt thun konnte. In Aachen stürzte der grundfeste Säulengang zwischen dem kaiserlichen Palaste und der Hauptkirche plötzlich unter furchtbarem Krachen ein. Bald darauf zerschmetterte ein Blitz-

*) Es war der Durchgang des Merkurs durch die Sonne.

strahl den Knopf auf dem Thurme derselben Kirche. Eines Tages wankte die ganze kaiserliche Burg, ohne daß man in der nächsten Umgebung auch nur die mindeste Spur eines Erdbebens verspürte. In dem Innern der Kathedrale stand eine in Stein gegrabene Inschrift, welche Karl, als den Erbauer dieses prachtvollen Tempels mit all seinen Titeln und Würden nannte. Plötzlich wurden jetzt alle, die Titel und Würden des Kaisers ausdrückenden Buchstaben völlig unkenntlich, und nur der Name blieb, gleichsam nackt und blos, noch stehen. —

Auf Karl machten, wie es schien, alle diese Erscheinungen keinen, oder nur schwachen Eindruck; aber, wie es scheint, ward er dadurch doch immer vertrauter mit dem Gedanken an den unter so mancherlei schreckhaften Bildern sich ihm ankündigenden Tod. Er ließ daher seinen Sohn Ludwig aus Aquitanien nach Aachen kommen: seinem Vaterherzen wollte er noch die Freude gönnen, den einzigen Sohn, den ihm die Vorsehung gelassen, schon bei seinen Lebzeiten auf dem Kaiserthrone zu erblicken.

In einer feierlichen Versammlung aller Großen des Reiches machte er seinen Entschluß bekannt, den König von Aquitanien zum Mitkaiser und Mitregenten zu ernennen, und als Alle einstimmig erklärten, daß dies Gottes Wille sei und der Wunsch der Nation, ward die Krönungsfeierlichkeit sogleich auf den nächstfolgenden Sonntag festgesetzt. — Mit der Krone auf dem Haupte, den Kaisermantel um die Schultern und mit allen Insignien der erhabenen Kaiserwürde geschmückt,

begab sich an dem bestimmten Tage Karl, gestützt auf die Schultern seines Sohnes, mit zahlreichem glänzendem Gefolge nach der großen Kirche zu zu unsere lieben Frau in Aachen. Eine reich mit den edelsten Steinen gezierte Kaiserkrone lag auf dem Hochaltare, an dessen Stufen beide Monarchen niederknieten und in stillem Gebete ihre Herzen vor dem Ewigen ausgossen.

Endlich erhob sich Karl und wendete sich gegen seinen noch immer auf den Knieen liegenden Sohn. Mit jener nur der Wahrheit eigenen Innigkeit des Herzens hielt er nun, in Gegenwart der ganzen zahlreichen Versammlung und eines nicht minder zahlreichen, alle Hallen des Tempels anfüllenden Volkes, mit lauter und kräftiger Stimme an den künftigen Kaiser eine Rede, in welcher er ihn an die schweren Pflichten erinnerte, die sein hoher Beruf ihn auferlege, und über deren Erfüllung oder Nichterfüllung er einst dem König aller Könige strenge Rechenschaft werde abzulegen haben. Er ermahnte ihn, Gott zu lieben und zu fürchten und seine Gebote zu halten, in Allem, für die Kirche Gottes Sorge zu tragen und sie zu schützen gegen die Bosheit der Menschen, die Priester zu ehren als Väter, seine Unterthanen zu lieben als Kinder, die Hoffärtigen und Gottlosen, sei es auch mit Gewalt, auf den Weg des Heils zu bringen, den Klöstern und Armen Trost zu spenden, getreue und gottesfürchtige Beamten zu bestellen, selbst aber vor Gott und den Menschen unsträflich zu wandeln. Er fragte ihn hierauf, ob er alles, was er ihm jetzt vorgehalten, treu und gewissenhaft

erfüllen wolle. Ludwig antwortete unter Thränen: „Mit Freuden will ich gehorchen und unter dem göttlichen Beistande alles vollbringen, was Gott und mein Vater mir geboten.“

Jetzt hieß Karl ihn an den Altar treten und die daraufliegende Krone sich auf das Haupt setzen. Dies geschah, und ein dreimaliger lange andauernder jubelnder Zuruf ward der Dollmetscher der treuen Gesinnungen des ganzen versammelten Adels, wie des gesammten anwesenden Volkes. Ein feierliches Hochamt ward hierauf gehalten, nach dessen Beendigung der glänzende Zug aus der Kirche wieder in die Kaiserburg zurückkehrte, der ehrwürdige kaiserliche Greis abermalsgestützt auf den Schultern seines Sohnes.

Es geschah dieses Ende September 813.

Der Kaiser behielt seinen Sohn noch einige Tage bei sich und ließ ihn dann reich beschenkt wieder nach Aquitanien ziehen. Aeußerst rührend und jedem Auge Thränen entlockend war der Abschied zwischen Vater und Sohn. Unter einem Strome heißer Thränen umarmten sich beide, drückten gegenseitig einander an die Brust, wiederholten auch mehrmals diese Umarmung, wohl ahnend, daß sie die letzte in ihrem Leben sein werde.

Karl beschäftigte sich nun wieder wie gewöhnlich mit Staats- und Kirchenangelegenheit. Im Spätherbste nahm er auch an den Jagden theil. Aber gleich im Anfang des folgenden Jahres (814) verspürte er, als er gerade aus dem Bade kam, einen heftigen Fieberanfall. Wie er gewohnt war, wollte er auch jetzt wieder das Fieber durch Fasten vertreiben und arbeitete indessen mit Zu-

ziehung einiger Syrer und Griechen an der Herstellung des Textes der vier Evangelien.*) Aber diesmal wollte das gewöhnliche Heilmittel nicht anschlagen, es schwächte vielmehr den Kaiser nur noch mehr. Ein bedenkliches Seitenstechen kam endlich noch dazu und warf ihn auf das Krankenlager. Am siebten Tage ließ er den Bischof Hildebrand, den er besonders ehrte, zu sich rufen und sich von ihm mit den heiligen Sakramenten versehen. Der Tag und die folgende Nacht gingen vorüber, aber am nächsten Morgen, um 3 Uhr, fühlte er, daß der Ewige ihn jetzt zu sich rufe. Bei vollem Bewußtsein und mit Anstrengung der letzten Kraft erhob er seine Rechte und bezeichnete Stirne und Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, streckte hierauf noch einmal beide Hände gegen den Himmel, faltete sie dann kreuzweise über die Brust, schloß die Augen und verschied mit dem halblauten Gebete: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist.“ Es war der 28. Januar des Jahres 814.

Noch am Sterbetage ward die kaiserliche Leiche unter dem Wehklagen des ganzen Hofes und aller Einwohner der Stadt einbalsamirt, und, da er wegen seines Begräbnisses nichts verordnet hatte, in der von ihm erbauten Marienkirche beigesetzt. In seinen härenen Unterkleide und die Pilger-

*) Die Angabe Eginhards, Karl habe nicht schreiben können, darf nur mit Beschränkung aufgenommen werden. Sie will nur sagen, daß Karl, welcher gegen das Ende seines Lebens den Versuch machte, die schönen Schriftzüge der Manuscripte seiner Bibliothek nachzuahmen, nicht vermocht habe, diese Vollkommenheit zu erreichen.

tasche, die er auf seinen Wallfahrten zu tragen pflegte, an der Seite; aber über die Bekleidung in dem vollen Kaiserlichen Ornate, mit allen Insignien seiner hohen Würde geschmückt, ward er dort in der Gruft auf einen goldenen Stuhl in aufrechter Stellung gesetzt. Die Schultern ruhten an der Lehne des Sessels, und eine an das Diadem befestigte goldene Kette hielt den Kopf in die Höhe. Auf den Knieen lag ein goldenes Evangelienbuch, das seine Hände berührten, und in dem Diadem befand sich ein Stück des wahren Kreuzes unsers göttlichen Erlösers.

Die Gruft ward hierauf, nachdem man sie mit einer Menge wohlriechender Spezereien und großen Schätzen gefüllt hatte, geschlossen und versiegelt. Ueber dem prächtigen Schwibbogen des Eingangs in die Gruft setzte man Karls Bildniß und unter dasselbe folgende Inschrift:

In dieser Gruft ruht der Leib Karls des Großen, des rechtgläubigen Kaisers, des erlauchten Mehrers des fränkischen Reiches, welches er fünfundvierzig Jahre glücklich regierte. Er starb zwei und siebenzig Jahre alt im Jahre des Herrn achthundert und vierzehn am acht und zwanzigsten Jänner."

Zur Zeit Kaisers Otto III. wußte man die Begräbnißstelle nicht mehr genau, und dieser ließ derselben nachgraben und fand sie auch wirklich. Er nahm daraus das goldene Kreuz, welches am Halse des Kaisers hing und trug es fortan an seiner Brust, auch einen Theil von dem noch unversehrten Gewande entnahm er.

Am 28. Juli des Jahres 1165 ließ Kaiser Friedrich, der Rothbart die Hülle Karls erheben und in ein prächtigeres Grab legen. Bei dieser Gelegenheit wurde Karl obgleich von dem Afterpapst Guido (Paschal III.) heilig gesprochen, welche Heiligsprechung jedoch nachher von dem rechtmäßigen Papst Alexander III. genehmigt wurde.

noth. Ein Wiederfinden. Die zwei Kronen. Des Frevlers Strafe. Küster Rupert. Der gefangene Kirchendieb. Maria Hilf! Der blinde Wallfahrer. Die Lieblingsblumen Mariä. Die Kreuzfahrer. Die rettende Feuersbrunst. Der Brudermörder. Maria die Mutter der Waisen. Die drei Sterne. Lebensfragen. Alles in Jesus. Trost. Ergebung. Nicht verzagen. Das Schiff der Kirche. Der Garten der Kirche. Ave maris stella. Stabat mater. Dies irae. Magnificat. Te Deum laudamus. Die sieben Bußpsalmen. Die Schöpfung.

9. **Bändchen** (Historische Erzählungen): Die Vendeer. Die Bruderschaft vom Herzen Mariä. Gallerie der ersten Feinde Christi.

10. **Bändchen** (Historische Erzählungen): Die Tochter des Emir. Der Eispalast. Die Einsiedler am Sinai. Maria de Victoria. Die Hugenotten. Die Wanderungen des Glaubens.

11. **Bändchen** (Ein Bilderbuch für Jung und Alt): Muster eines Studenten. Ein frommes Mädchen. Ein hochmüthiges Fräulein. Ein Knabe als Martyrer. Falsche Freiheit. Der hl. Rupert. Wie viel hast du deine Eltern gekostet? Die erste hl. Communion. Der Uhrmacher des Papstes. Die Romanenleserin. Kindesliebe. Der Meineidige. Selig sind die Barmherzigen. Die Uhrmacherfamilie. Auf Irrfahrten. Mariane. Das Gebetbuch der Mutter. Der kleine Missionär. Der Geheimbündler. Ein demüthiger Patron. Der fromme Schiffer. Der Civil-Eid. Die Pest in Marseille. Gott weiß zu helfen. Ein gesühnter Charfreitag. Das Kleid des Papstes. Bitt' schön für den kleinen Jakob. Die letzten Stunden einer Königin.

12. **Bändchen** (Lebensbilder): Die Christbescherung. Der Segen des Kreuzes. Das Erdbeben. Und dann? Ehrlich währt am Längsten. Der Socialdemokrat. Die Engelwacht. Sehnsucht nach dem Himmel. Geschwisterliebe. Eine wundersame Schachpartie. Der Bahnwärter. Ein Sittengericht. Der Goldregen. Glaubenstreue eines Kindes. Opfermuthige Liebe. Der Rosenkranz eines Tonkünstlers. Gute Nachbarschaft. Ein Kind erlangt die Heilung seiner erblindeten Mutter. Rosa, die Pächterstochter. Eine heilsame Buße. Mutterlieb und Muttermuth. Fenelon's erste Predigt. Der Trunkenbold. Der Berggeist. Vertrauen 2c.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.